Nr. 22. Monatlich vier Nummern. Berlin, 6. Juni 1887. Preis: Vierteljährlich 2½ Mark. 33. Jahrgang.

Inhalt: Text: **Frühlingstage bei Adolf Henselt.** Eine Jugenderinnerung von Gerhard von Amyntor. — **Ein Besuch bei Carmen Sylva.** — **Zur Ästhetik der Mode.** VI. Von J. Schliepmann. — **Über Seeluft und ihre Wirkung.** Von Dr. med. Goliner. — **Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Juni".** — **Buntes Allerlei. Schach** ꝛc. — Illustrationen: **Eine kranke Gehilfin.** Nach einer Originalzeichnung von Köhler. — **Dünen-Landschaft von der holländischen Küste.** Von F. Lindner. — **Konvenienz-Ehe.** Nach dem Gemälde von A. Jakosch. — **Ein Sommer-Abenteuer.** In vier Bildern von Schlattmann.

Frühlingstage bei Adolf Henselt.

Eine Jugenderinnerung von Gerhard von Amyntor.

„Meine Herren, die Melodie erzählt nichts als die Geschichte des von der Besonnenheit beleuchteten Willens, dessen Äußerung die Reihe seiner Thaten ist; sie erzählt seine geheimste Geschichte, sie malt jede Regung, jedes Streben, jede Bewegung des Willens, und alles das, was die Vernunft unter den weiten Begriff des Gefühls zusammenfaßt. Deshalb ist die Musik die Sprache des Gefühls und der Leidenschaft, die Sprache, die von jedem unmittelbar verstanden wird, während Worte die Sprache der Vernunft sind oder wenigstens sein sollten, die nur der Vernünftige versteht."

Sprach's, klappte den Zinndeckel seines vollen Bierseidels auf, setzte das Glas an den Mund und nahm einen so herzhaften Schluck, daß nur ein Dritteil des schäumenden Getränkes im Glase zurückblieb.

„Der Fischel ist ein verfluchter Kerl!" sagte lächelnd der kleine, boshafte Hauptmann, der mit zu den Stammgästen der meist nur von der besseren Gesellschaft besuchten Kneipe gehörte, „er spricht über Musik wie ein Professor und doch könnte er nicht einmal den Leierkasten richtig drehen, — ich wette, er hört keinen Unterschied zwischen einem Walzer und einem Trauermarsche heraus."

Die übrigen Gäste, die um den großen runden Tisch, der das kleine von uns ausschließlich benutzte Zimmer beinahe gänzlich ausfüllte, in anspruchsloser Enge saßen, schmunzelten beifällig und blickten nach dem blatternarben-zerrissenen Gesichte des Herrn Doktor Fischel Perez. Dieser hielt der Musterung durch die anderen tapfer Stand, sah jeden der Reihe nach in stolzem Schweigen an, senkte dann den Blick nach seinem Glase, hob es an die Lippen und trank es bedächtig leer. Nachdem er es kräftig niedergesetzt hatte, brummte er verächtlich:

„Die Herren haben mich ja gar nicht verstanden."

„Das widerfährt Ihnen öfters, Fischel!" scherzte ein Referendar, „aber eines verstehen wir immer: daß Sie einen unlöschbaren Durst haben. Darf ich Sie auf das nächste Seidel ponieren?"

Mit einer gewissen Angst schaute ich nach dem Doktor. Doch höchst gleichmütig erwiderte dieser:

„Thun Sie sich keinen Zwang an. Peter! noch ein Glas!"

Der Gerufene erschien, und eine leise Kopfbewegung des Doktors in der Richtung nach dem Referendar belehrte den erfahrenen Kellner, daß der Jünger der Themis das bestellte Glas des Doktors bezahlen würde.

Die allgemeine Unterhaltung zersplitterte sich bald; einige sprachen über die Oper, die wir alle eben gehört hatten, andere über den neuesten Stadtklatsch, noch andere über die Vortrefflichkeit des heutigen Bieres oder über die Bezugsquellen ihrer Cigarren.

Ich saß ohne Anteil an diesen Gesprächen und mußte mir immer wieder des Doktors eigentümliches narbenentstelltes Gesicht betrachten. Zum erstenmale begegnete ich diesem Manne. Er hatte schwarzes, fettig glänzendes Haar, eine sehr hohe Stirn, kleine, dunkle, feurige Augen, leicht entzündete Lider, war bartlos, und trug auf seinem beweglichen mittelgroßen Körper einen sehr verdächtigen, kaum noch salonfähigen schwarzen Tuchanzug.

„Wer ist denn dieser Doktor?" fragte ich leise meinen Nachbar Alexander Henselt, einen mir befreundeten Kameraden.

Flüsternd versetzte dieser:

„Ein Doktor der Philosophie . . . du kennst ihn nicht? Dann hüte dich vor ihm, denn er pumpt alle Welt an."

Also eine Art verkommenen Genies! dachte ich bei mir. Ich wandte mich an den Doktor:

„Verzeihen Sie, mein Herr; Sie sagten eben, daß die Musik die Geschichte des von der Besonnenheit beleuchteten Willens erzähle. Das klingt mir ein wenig rätselhaft; wie soll ich das eigentlich verstehen?"

Eine kranke Gehilfin.

Nach einer Originalzeichnung von Köhler.

Hierzu Koloriertes Stahlstich-Kinder-Modenbild: „Juni".

Fischel Perez kniff die kleinen Feueraugen noch mehr zusammen und schielte halb gönnerhaft, halb mitleidig nach meiner Wenigkeit:

„Sie sind zwar noch ein sehr jugendlicher Sohn des Mars, aber aus Ihnen kann etwas werden: Sie begnügen sich nicht mit Worten, wie die anderen hier, sondern Sie gehen einer Sache auf den Grund. Haben Sie schon von Schopenhauer gehört? Nein? Nun, ich konnte mir's denken; der große Weise wird selbst in akademischen Kreisen totgeschwiegen, wie sollte er seinen Weg in die Kasernen gefunden haben! Ich werde Ihnen sein großartiges Werk leihen; Sie sind würdig, es zu lesen, und Sie werden einsehen lernen, daß die Künste im allgemeinen ein Abbild der Ideeen sind, daß aber die Musik im besondern nicht die Ideeen, sondern den Willen abbildet, dessen Objektivität die Ideeen sind. Was Ihnen heut noch unverständlich dünkt, wird Ihnen durch das Studium des unvergleichlichen Denkers sonnenklar werden."

„Macht Sie der Fischel klug?" fragte mich spöttisch der Hauptmann. „Wahren Sie sich vor den Danaern, auch wenn sie das Geschenk der Weisheit bringen."

„Wenn du dir von ihm ein Buch aufnötigen läßt," raunte mir Alexander Henselt ins Ohr, „so pumpt er dich an, so sicher wie zweimal zwei vier ist!"

Ich lächelte ungläubig.

„Verehrter Herr Doktor," sagte ich unbeirrt zu Fischel, „ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an. Senden Sie mir morgen früh das . . . wie heißt das Werk?"

„Die Welt als Wille und Vorstellung," versetzte Fischel. „Der Autor ist Arthur Schopenhauer. Sie sollen das Buch haben." Er stand auf und näherte sich meinem Stuhle. „Da ich sehe, daß Sie ein vertrauenswürdiger Herr sind," flüsterte er heimlich, indem er sich zu mir hernieder beugte, „so möchte ich Sie auch meinerseits um eine Gefälligkeit bitten. Ich habe meine Börse vergessen. Wollen Sie die Güte haben und mich auslösen? Ich muß noch zur Nacht speisen; Kunstgenüsse machen hungrig."

Der gelehrte Herr that mir leid.

„Verfügen Sie gänzlich über mich," beeilte ich mich zu erklären.

„Ich werde pünktlich . . ."

„Bitte, es bedarf gar keiner Versicherungen."

Befriedigt kehrte der Doktor nach seinem Platze zurück. Er rief den Kellner und bestellte bei ihm mit der Sicherheit des Weltmannes eine Portion Spargel und eine Carbonade.

Der Kellner sah sich erst fragend im Kreise um; ich fürchtete, daß ich diesen Blick richtig deutete, und als seine Augen auf mir hafteten, nickte ich lebhaft mit dem Kopfe. Jetzt erst schien der vorsichtige Mensch beruhigt und geschäftig enteilte er, um den Doktor zu bedienen."

Mein Gott! dachte ich, welche unwürdige Rolle spielt dieser bedauernswerte Mann. Ist es denn möglich, daß man bei so umfangreichem Wissen so schmählich herunterkommen kann?"

„Hat er dich fest gemacht?" zischelte mein Freund Alexander.

Ich schämte mich in des Doktors Seele.

„Durchaus nicht!" log ich, in der Absicht, den Ärmsten zu schonen, „im Gegenteil, ich habe ihn meinerseits um eine Gefälligkeit gebeten!"

Ein Grenadier, die Mütze in der Hand, kam atemlos in die Bierstube.

„Was will denn mein Bursche?" fragte Alexander und stand auf.

„Herr Lieutenant," stotterte der Bursche unbeholfen, „hier ist eine telegraphische Depesche!" Man sagte damals noch nicht Telegramm; die Wortkürzungen hinken den durch sie bezeichneten neu erfundenen Dingen langsam nach.

Alexander Henselt öffnete das Papier und überflog dessen Inhalt.

„Das ist nett von ihm!" rief er freudig. „Komm nur gleich mit! Wir müssen sofort nach dem Bahnhof! Mein Vater telegraphiert mir von einer Zwischenstation, daß er um elf Uhr hier eintrifft. Ich soll dich mitbringen."

Schon hatte ich den Kellner herangewinkt, um meine und des Doktors Zeche zu bezahlen.

„Gerade heute an seinem Geburtstage!" fuhr Alexander aufgeregt fort. „Ich hatte gar keine Ahnung, daß er schon von Petersburg abgereist sei; er hat diesmal zeitig Urlaub genommen."

Wir verbeugten uns beide vor den übrigen Gästen. „Den Schopenhauer schicke ich Ihnen," rief Fischel prahlerisch laut. Ich nickte ihm zu und folgte meinem Freunde, der schon davonstürmte.

* * *

O du goldene Zeit der Jugend! wie unaufhaltsam entfliehst du! Und je größer die Entfernung wird, um so rosiger färbt sich der Glanz, den die Erinnerung über dich ausstrahlt!

Wir standen erwartungsvoll auf der Anlände des Bahnhofes. Es war am 12. Mai, und der Abend milde trotz seiner Sternklarheit. Endlich tönte ein langgedehnter Pfiff, schnaubend und fauchend rollte die funkensprühende Maschine bei uns vorbei; der Zug hielt, und die Thüren der Wagenabteilungen öffneten sich, um eine hastende Menge von Ankömmlingen herauszulassen.

„Dort! dort!" rief Alexander, indem er mich mit sich zog, „mein Vater fährt erster Klasse."

Aus einer mit dem bekannten roten Plüsch gepolsterten Wagenabteilung stieg eine pelzverhüllte, unkenntliche Gestalt.

„Vater!" jubelte mein Freund und breitete die Arme aus.

Der aufrecht stehende Kragen des Zobelpelzes wurde schnell niedergeschlagen. „Junge!" tönte es, „da bist du ja!"

Vater und Sohn umarmten und küßten sich.

„Wo hast du deinen Freund?"

„Hier, Papa!"

Alexander stellte mich dem berühmten Manne vor. Mir hüpfte das Herz vor Freude und Erwartung. Adolf Henselt oder, wie ich heut richtiger schreiben muß, Adolf von Henselt, stand damals auf der Höhe seiner Erfolge als Klaviervirtuose. Für mich hatte er ein zwiefaches Interesse gewonnen, da ich mit seinem Sohne, der in mein Regiment eingetreten war, zusammen wohnte. Die Henselt'schen Etüden lagen auf unserm gemeinschaftlich gemieteten Klavier; ich spielte zu jener Zeit noch ziemlich geläufig und hatte mir so manchesmal an der „Vogel-Etüde" die Handgelenke müde geübt. Jetzt verschlang ich den Komponisten, der mir leibhaftig gegenüberstand, mit neugierigen Blicken. Er sah gut aus. In der Mitte der Vierziger mochte er sich befinden. War es ihm angeboren oder hatte es sein dauernder Aufenthalt in Petersburg bewirkt, ein gewisser russischer Ausdruck lag in seinen Mienen. Sein großes, sinnendes, seelenvolles Auge ruhte eine Weile, wie prüfend, auf mir, dann bot er mir die Hand und sagte herzlich:

„Sie wollen sich also ein wenig der Erziehung meines Jungen annehmen?"

Ich glaubte diese Voraussetzung berichtigen zu müssen.

„Wir erziehen uns gegenseitig, Herr Henselt. Ich selbst bin viel zu durchgängerisch, um die Rolle des Mentor zu übernehmen."

„Kann auch die Duckmäuser nicht leiden," flüsterte der Künstler. „Ein sogenannter Musterknabe hat noch nie etwas Bedeutendes geleistet. Das dürfen Sie aber meinem Alexander nicht verraten; ich wünsche vorerst, daß er sich selbständig durch die Welt schlagen lernt. Mir hat seinerzeit der Wind auch recht scharf um die Nase geblasen. Aber kommt, ihr Herren! ich sehne mich nach der Herberge."

Bald saßen wir zu dreien in einer Droschke, die uns nach der „Goldenen Gans" brachte.

Dort verlebten wir eine köstliche Mitternachtsstunde. Adolf Henselt hatte eine Flasche Champagner bestellt und stieß mit seinem Sohne und mir auf eine frohe Zukunft an. Auch von seinen Cigarren mußten wir rauchen.

„Alle Achtung!" sagte ich anerkennend, als ich die erste duftende Rauchwolke von mir blies, „dieser Tabak ist nicht in Rußland gewachsen!"

Der Künstler nickte behaglich.

„Allerdings nicht. Diese Cigarren sind ein Vermächtnis des seligen Fürsten Trubetzkoi. Derselbe war ein großer Musikfreund und ein noch größerer Liebhaber von Havanacigarren. Alle Jahre schickte er einen Bevollmächtigten nach der Havana, der für ihn das beste der Ernte aufkaufen mußte. Sein Palast in Petersburg glich einem Tabakslager. An allen Wänden hohe Regale mit importierten, nach Jahrgängen geordneten Cigarren. Die edleren Sorten lagen in verschlossenen Mahagonikisten. Nach dem Tode des Fürsten fand man ein Testament, welches den Kaiser zum Haupterben dieser Cigarrensammlung einsetzte; allen Freunden des Fürsten waren Legate bestimmt. Auch ich erhielt fünftausend Stück von einer der vorzüglichsten Marken."

„Und dies ist eine davon?" fragte ich.

„Ja. Ich habe zu meiner Reise die erste Probe von dem wertvollen Vermächtnis genommen."

„Papa," sagte Alexander, „du könntest mir ein Dutzend solcher Cigarren zu deinem Geburtstage schenken. Nimm meine herzlichsten Glückwünsche und meinen Dank dazu." Er war aufgestanden und hatte seinen Arm um des Vaters Nacken geschlungen.

Ich erhob mein Kelchglas:

„Gestatten Sie auch mir, daß ich Ihnen ein frohes Glückauf zurufe. Noch fünfzig Jahre wie heute, und daß der Stern des Ruhmes Ihnen immer höher steige!"

„Ich danke euch," sagte Henselt. „Was den Stern des Ruhmes anbetrifft, so frage ich nicht viel danach. Ein echter Künstler sucht nur sich selbst zu genügen, und wohl ihm, wenn es ihm je gelingt! Die Anerkennung der Welt soll ihm keine einzige unruhige Nacht machen. Das ist so entschieden meine innerste Meinung, daß ich nie mehr öffentlich spielen werde."

Verwundert schaute ich den Sprecher an.

„Das befremdet Sie?" fuhr er lebhaft fort. „Nun, sehen Sie, ich komme mir schon viel zu alt vor, um noch öffentlich meine Passagen und Doppel- und Tripelgriffe vorzutragen. Da hörte ich neulich einen alten Kerl mit grauen Haaren ein süßliches Adagio spielen; wie er bei den Verzierungen, mit denen er die schmachtende Melodie überzuckerte, gefallsüchtig zu lächeln und zu grimassieren begann und alle seine Zahnlücken zwischen den verzerrten welken Lippen zeigte, da wurde mir wirklich übel, und ich schwor mir, niemals einen so kläglichwiderlichen Anblick dem Publikum zu bereiten . . ."

„Aber Sie sind ja ein Mann in den besten Jahren!" unterbrach ich ihn, „diese Enthaltung geziemte sich doch höchstens dem Greisenalter, und selbst da will sie mir wie eine unberechtigte Eitelkeit vorkommen."

„Nach dem Kalender bin ich allerdings noch kein Greis, aber wir Künstler leben schnell, grausam schnell." Er seufzte tief auf und fuhr sich mit der ringefunkelnden Hand über die Stirn. „Doch . . . lassen wir das! Wenn Sie mich spielen hören wollen . . . ich komme euch morgen besuchen . . ."

„Ach ja, Papa!" rief der Sohn und klatschte in die Hände. „und da bringst du mir das Dutzend Cigarren mit!"

„St! nichts da!" tönte die entschiedene Antwort. „Diese Cigarren werden nur in meinem eigenen Hause geraucht! Ich muß doch auch etwas von dem wunderbaren Duft genießen. Da habe ich eine Idee! Würde dir dein Oberst wohl auf ein paar Wochen Urlaub geben?"

„Ich hoffe . . . o, gewiß! er giebt sie mir!"

„Dann begleite mich morgen Abend nach Gersdorf, und deinen Freund hier nehmen wir mit."

Überrascht und erfreut erklärte ich meine Bereitschaft. Es wurde auf unser Gersdorfer Zusammensein der letzte Rest in den Gläsern geleert, und dann trennten wir uns nach kräftigem Händeschütteln, um der Nachtruhe zu pflegen.

* * *

Ein Mai auf dem Lande ist immer ein Hochgenuß; wird uns dazu die Gastfreundschaft eines echten liebenswürdigen Künstlers, so ist dies eine Wonne, die das karge Schicksal nur selten und nur Wenigen gewährt. Ich war wie berauscht. Ich hatte das lebhafte Bewunderungsbedürfnis meiner jungen Jahre und zum erstenmale konnte ich demselben voll genügen.

Adolf Henselt hatte das Gut Gersdorf schon vor längerer Zeit erworben; er ließ es bewirtschaften und kam nur regelmäßig im Frühling oder Sommer dahin, um sich von seiner anstrengenden Petersburger Lehrthätigkeit zu erholen. Ein zweistöckiges, behaglich eingerichtetes Landhaus, nach ortsüblichem Brauche als „Schloß" bezeichnet, war der Herrensitz. Vor diesem Schlosse grünte ein saftiger, kurzgeschorener Rasen, dem sich zur Rechten ein Blumen-, Obst- und Gemüsegarten, in der Mitte und zur Linken ein mit prächtigen alten Bäumen bestandener Park anschloß. Im Hause herrschte Adolf Henselts vornehme, geistvolle Gattin; das große Speisezimmer im Erdgeschoß war ihre besondere Domäne; dort machte sie bei den verschiedenen Mahlzeiten die Wirtin, weilte aber auch in den Zwischenpausen gern darinnen, um von ihrem Fensterplatz aus den Rasenplatz und Garten, wo sich häufig die Gäste tummelten, am bequemsten überblicken zu können. Deshalb hatte sie am Fenster einen kleinen Nähtisch aufgestellt, und auch ein herrlicher Stutzflügel stand in einer Ecke des Saales. Gäste gab es immer in Gersdorf, und die Fremdenzimmer, die im zweiten Stockwerk lagen, wurden nie leer. Ich wohnte mit meinem Freunde Alexander zusammen. Neben unserm Zimmer war eine Verwandte des Hauses, ein Fräulein Martha von Mengen, untergebracht; sie war die Tochter eines höheren Offiziers, jung, sehr musikalisch, und wollte auch den Sommer über hierbleiben.

„Heute kommt Dimitri," sagte der Hausherr, als wir am zweiten Morgen nach unserer Ankunft am Frühstückstische saßen, „er bringt ein Pferd mit. Du wirst den Kutscher vorbereiten müssen, Rosalie!"

Henselts Gattin nickte:

„Schon alles besorgt, Adolf; ein Stand im Stalle ist leer."

„Wer ist Dimitri?" fragte ich meine Nachbarin, Fräulein Martha von Mengen.

„Der Oberst Pawlow, ein Freund meines Onkels," erwiderte diese. „Er ist Adjutant des Großfürsten Michael und sehr reich; aus seinen Gestüten in der Krim liefert er Pferde für den kaiserlichen Marstall und für die Artillerie."

„Wir bekommen noch mehr Besuch, Rosalie," fuhr Henselt fort, der eben einen eingegangenen Brief gelesen hatte. „Da schreibt mir eine Mrs. Frazer aus London, sie wolle mir ihre Tochter herbringen; ich möchte das Mädchen prüfen und, wenn ich es für nötig und der Mühe wert befände, ihr ein Dutzend Stunden erteilen. Nicht einmal hier hat man Ruhe vor Schülern!" Er seufzte und blickte ziemlich mißmutig drein.

Frau Rosalie suchte den düstern Schatten von des Gatten Stirn zu scheuchen:

„Wer weiß, Mrs. Frazer ist vielleicht eine von jenen schönen Engländerinnen, die du so gern bewunderst; die paar Stunden wirst du am Ende noch mit größtem Vergnügen geben."

„Wir wollen's abwarten," sagte der Gatte, aber getröstet lächelte er schon. „Und jetzt, Herrschaften, wenn Ihr satt seid, wollen wir eine Partie Billard spielen; Martha, du spielst mit!"

Im zweiten Stockwerk, neben dem Musiksaal, in dem eine Zimmerorgel, ein Harmonium und zwei klangreiche Wirthsche Konzertflügel standen, befand sich das Billardzimmer. Die beiden Henselts, Vater und Sohn, Fräulein Martha und meine Wenigkeit kämpften bald auf dem grünen Tuche des Billards um den Preis des Sieges. Noch hatten wir unsere Poulepartie nicht beendet, als die Thür aufging und, von der Dame des Hauses geleitet, vier Personen auf der Schwelle erschienen.

„Dimitri! Sergei Alexjewitsch!" rief Henselt und stellte seinen Billardstock aus der Hand, um die Kömmlinge zu umarmen.

„Adolf!" sagte seine Gattin, „hier ist Mrs. Frazer und deren Tochter, Miß Maud." Sie stellte den Damen ihren Gemahl, ihren Sohn und mich vor und machte auch Fräulein Martha mit ihnen bekannt.

Frau Frazer war eine hohe, schlanke, ältere Dame, sehr steif und würdevoll, mit langer, spitzer Nase und einem nervösen Zucken um den scharf geschnittenen, mit Raffzähnen ausgestatteten Mund. Ihre leicht verschleierten Augen machten einen müden und dabei hochmütigen Eindruck. Sie war von Kopf bis zu Fuß in karrierte Stoffe gekleidet, trug einen roten Bädeker und einen gelben Touristenschirm in der Hand und glich genau jener Sorte von Engländerinnen, wie sie auf unseren Lustspielbühnen dargestellt zu werden pflegen.

Miß Maud war eine siebzehnjährige Blondine von geradezu verblüffender Schönheit. Zart und leicht wie eine Elfe, von wunderbarer Reinheit und Durchsichtigkeit der Hautfarbe, mit großen braunen Gazellenaugen, die von zollangen dunklen Wimpern beschattet wurden, war sie wie der Traum eines Dichters vor mir aufgetaucht. Ich stand befangen und starrte bald ihr glänzendes, seidenes Goldhaar an, das in einer unglaublichen Fülle das Oval ihres leichtgeneigten Hauptes krönte, bald den apfelblütenfarbigen Hauch auf ihren Grübchenwangen, der den verzweifelnden Neid jeder mit Reispulver und Schminkdose operierenden Dame erregen mußte. Unfähig zu denken, stammelte ich irgend eine gemeinplätzige Redensart.

„I do not speak German," wurde mir schnippisch erwidert. Das reizende Geschöpf bildete sich auf seine Unkenntnis der deutschen Sprache ordentlich etwas ein.

Meine Verblüffung erreichte den höchsten Grad. Ich las wohl englische Romane, aber in der Konversation war ich sehr ungewandt; zudem mißtraute ich meiner Aussprache einem so vollkommenen Wesen gegenüber, und meine paar eingelernten englischen Brocken ließen mich völlig im Stich.

„Sûrement, Mademoiselle, vous parlez français," stotterte ich, entschlossen, die Unterhaltung auf einem neutralen Sprachgebiete zu führen.

„I speak it very incorrectly; I have too little practice."

Also auch mit dem Französischen war es nichts. Verlegen zuckte ich die Achseln.

„So werde ich deutsch sprechen, Miß Maud, und Sie englisch; und was wir beide nicht verstehen werden, das mag Der verantworten, der den Menschen verschiedene Zungen gab."

Sie schüttelte den Kopf, als ob sie den Sinn meiner Worte nicht erfaßt hätte und wandte sich dem Sohne des Hauses zu.

Ein wenig schadenfroh dachte ich: nun, da kommt sie nicht besser an! sie müßte denn russisch verstehen. Mein Freund sprach nämlich fertig russisch. Aber bald merkte ich, daß ihr auch das Russische fremd war, und diese Entdeckung tröstete mich ein wenig über das Scheitern unserer Unterhaltung.

„Oberst Pawlow," sagte Adolf Henselt, indem er mir seinen russischen Gast vorstellte, „und hier, der Fürst Sergei Alexjewitsch Galizyn, einer meiner besten Schüler."

Ich drückte dem Obersten die mir dargereichte Hand und verbeugte mich vor dem Fürsten, wobei ich kaum ein leichtes Grauen unterdrücken konnte, so unheimlich war das Antlitz, das der Fürst mir zukehrte. Er hätte an einen Zigeuner erinnern können, wäre seine Nase und die Form seiner Backenknochen nicht von reinstem mongolischen Schnitte gewesen. Schwarzes, schlichtes, stumpfes Haar, das bis über die Ohren

in dünnen Strähnen herabhing, umrahmte ein bleiches, hageres Gesicht, aus dem unter dunkeln, zusammengewachsenen Brauen zwei nachtschwarze Augen dämonisch hervorleuchteten. Der Fürst war von mittlerer Größe und trug einen hocheleganten Reiseanzug; seinen Pelz hatte er im Vorzimmer abgeworfen.

„Eine merkwürdige Erscheinung, Ihr Reisebegleiter!" flüsterte ich dem Obersten zu, nachdem sich der Fürst schon wieder der Frau vom Hause zugewendet hatte.

„Ein großer Musiknarr!" raunte Pawlow zurück, „wie er in Berlin hörte, daß ich zu Henselt führe (der Oberst sprach ‚Genselt', denn ein richtiger Russe lebt mit dem deutschen H allzeit auf gespanntem Fuße), schloß er sich mir sofort an. Er hat sechs Koffer mitgebracht, und in allen sind, wie ich glaube, nur Noten, ha ha ha! Ich habe nichts mit mir, als eine Zahnbürste, einen Kamm und ein Dutzend Hemden."

Wieder lachte der Oberst und zeigte zwei Reihen kerngesunder Zähne.

„Nun," meinte ich, „wohl auch eine Tasche mit russischen Banknoten."

„Durchaus nicht. Ich bin allerdings mit einer erklecklichen Summe von Petersburg abgereist, da ich in Deutschland Pferde kaufen will, habe meine Schatulle aber in Berlin im Hotel gelassen."

„Sie setzen ein hohes Vertrauen auf den Hotelbesitzer. Natürlich ließen Sie sich Empfangsbescheinigung geben?"

„Nein; ich hielt dies nicht für nötig. In Deutschland, denke ich, wird man nie betrogen."

Die blinde Zuversicht dieses Russen war für mein Vaterland zu ehrenvoll, als daß ich sie hätte erschüttern mögen; deshalb sagte ich ablenkend:

„Sie nannten den Fürsten einen Musiknarren; lieben Sie denn, verehrter Oberst, die Musik nicht?"

„Ei, ich bin ein Russe; wie sollte ich die Musik nicht lieben? Aber Sergei Alexjewitsch kennt nichts Anderes als die Musik; er vergißt Essen und Trinken, ja das Denken, wenn er nur Musik hören oder machen kann; das ist mir ein wenig zu viel. Kennen Sie die englischen Damen, die zu gleicher Zeit mit uns ankamen?"

„Nein, ich sehe sie zum erstenmale."

„Ein hübsches Kind, die Kleine! Aber, ich bitte Sie, betrachten Sie einmal die Mutter; sie gleicht einer Giraffe. Schade! In einigen Jahren wird die Tochter der Mutter ähnlich sein."

Ich war empört, daß Pawlow Miß Maud nur ein „hübsches" Kind nannte. Und nun gar noch diese ungeheuerliche Prophezeiung! Fast ein wenig verletzt verharrte ich in Schweigen.

„Das scheint Sie zu überraschen," fuhr der Oberst fort. „Vertrauen Sie meiner Erfahrung! Ich züchte Pferde und weiß aus einer langen Reihe von Beobachtungen, daß die Töchter meist den Müttern ähnlich werden."

„Pfui, Herr Oberst, welch ein Vergleich! Miß Maud ist ein Engel von Schönheit, den man immer und immer wieder anstaunen und bewundern muß!"

„Nous verrons! Sollten wir in zehn Jahren einmal alle wieder zusammenkommen, werde ich Sie an unser heutiges Gespräch erinnern."

Mrs. Frazer zog sich eben mit der Tochter zurück, um nach den Absteigezimmern zu gehen.

„Und ... meine Liebste ... Sie erfüllen mir eine Bitte," sagte sie zur Frau des Hauses, „und lassen mir Theewasser auf unsere Zimmer bringen? Darf ich darauf rechnen?"

„Ich sende Ihnen lieber fertigen Thee," erklärte Frau Rosalie.

„Nein, oh nein!" entgegnete Mrs. Frazer, „nehmen Sie es uns nicht übel ... wir haben unsere eigene Sorte mitgebracht. Ich darf keinen fremden Thee trinken, bin schrecklich nervös. Sie gestatten, daß ich mir ihn selbst bereite?"

„Von Herzen gern! verfügen Sie über alles, was mein ist, und betrachten Sie mein Haus wie Ihr Heim. Ich sende Ihnen sofort heißes Wasser ..."

Die Damen verließen das Zimmer.

Der Oberst lachte:

„Ich gratuliere dir, Adolf! Du hast da einen famosen Besuch bekommen. Jetzt wird das Wasser in Gersdorf knapp werden."

„Nun, Dimitri," sagte Henselt, „du sollst auch kein Wasser bei mir trinken. Kommt, Ihr Herren, daß ich Euch Eure Zimmer anweise."

Er ging mit den beiden russischen Gästen hinaus.

Ich war allein mit meinem Freunde Alexander.

„Dieses englische Fräulein ist bezaubernd," sagte er hingerissen.

„Göttlich!" versicherte ich.

„Ein Blick in solche Augen ...!"

„Ein Kuß von solchen Lippen ...!"

Er trat an mich heran und drückte mir beide Hände, daß sie mich schmerzten.

„Wer solch ein Wesen sein nennen dürfte, der hätte keinen Wunsch mehr!"

„Das ist auch meine Meinung!" versetzte ich. „Nur schade, daß sie nicht deutsch spricht."

Alexander nickte nachdenklich. Nach einer Weile erklärte er: „Wir müssen dabei sein, wenn sie mein Vater prüft!"

„Darum würde auch ich dringend bitten."

„Entschuldige mich, wenn ich dich allein lasse. Ich will meinen Alten aufsuchen."

Er eilte davon.

Auch ich verließ das Billardzimmer und ging nach meiner Stube, wo ich den ersten Band des mir von Dr. Fischel Perez geliehenen und hierher mitgenommenen Werkes in die Hand nahm. Aber die Buchstaben tanzten vor meinen Augen; der Sinn der tiefen Betrachtungen Schopenhauers über die Musik entging mir, da ich nur Worte las und immer an eine zierliche, elfenhafte englische Dame denken mußte. O du wundervolle Zeit der thörichten Jugend!

* * *

Es war am Abende dieses Tages, als wir alle im Speisezimmer des Erdgeschosses versammelt waren.

Miß Maud hatte vor dem geöffneten Stutzflügel Platz genommen; Adolf Henselt saß neben ihr; wir anderen verharrten in weiterer Entfernung; Mrs. Frazer thronte neben Frau Rosalie auf dem Sofa und hatte vor sich eine Tasse ihres eigenen Thees stehen, aus der sie dann und wann einen schlürfenden Zug that.

„Nun, Fräulein Maud" — (Henselt redete sie hartnäckig deutsch an) — „spielen Sie mir etwas vor ... was Sie wollen!"

Das Fräulein nickte. Sie konnte also, wenn sie Lust hatte, das Deutsche ganz gut verstehen.

Ohne langes Besinnen erhob sie die bis zum Ellenbogen entblößten Arme und ließ die schmalen, langgefingerten Hände auf die Tasten sinken. Wie Äolsharfenklang kam es aus dem gesangreichen, reingestimmten Flügel; im Sechsachtel-Takte perlte unter ihrer linken Hand eine liebliche Begleitung hervor, und jetzt setzte die rechte Hand ein und intonierte mezza voce die süß bestrickende Melodie der Henseltschen Etüde „La Gondola".

Gespannt lauschten die Zuhörer, die kaum zu atmen wagten, die Töne des Konzertflügels wogten durch den Saal; ich schloß die Augen, und vor meinem innern Sinne erstand das Bild einer im Mondschein durch leichtbewegte Wellen gleitenden neapolitanischen Gondel. Die Melodie schwoll an, steigerte sich bis zum Affekte, ward wieder sanfter und schmeichelnder und setzte nach einem Ritardando noch einmal a tempo ein, um nach und nach wieder abzunehmen und endlich in ein paar pianissimo gehauchten Akkorden zu ersterben.

Adolf Henselt fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Ich danke Ihnen," sagte er bewegt, „das war wunderschön!"

Miß Maud, die während des Spieles leichenblaß geworden war, blühte auf wie eine Rose und, ihres Erfolges sicher, fragte sie beherzt:

„Soll ich weiter spielen?"

„Gewiß! ich bitte darum."

Und sie spielte Henselts „Frühlingslied", das eine musikalische Illustration der Heine'schen Verse bildet:

„Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute;
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins Weite!
Zieh hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen sprießen,
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen."

Das liebliche Allegretto dieser Henselt'schen Komposition mutet entschieden reiner an, als die gewagten Reime des Dichters: „Geläute" und „Weite", „sprießen" und „grüßen". Wollte ein moderner Poet mit derartigen Reimen aufwarten, die kritischen Litteraturpäpste würden ihn zerfleischen; es gehörte das ganze Heine'sche Genie dazu, um durch den Zauber des Inhalts seiner Lyrik diese Schluderei in der Form vergessen zu machen. In Miß Mauds sauberem Spiele war kein einziger unreiner Ton, und namentlich das Finale, in dem der Sechsachtel-Takt mit dem Neunachtel-Takt abwechselt, schmeichelte mit seinen graziös-tändelnden Passagen wie süßer Nachtigallenschlag, wie das säuselnde Flüstern des Zephirs in träumenden Baumwipfeln.

Draußen schwamm der wachsende Mond am Himmel; durch die offenen Fenster flutete Blumenduft herein; aber das volle Verständnis für den triumphierenden Frühling hatte uns doch erst diese außerordentlich liebliche Komposition erschlossen. Wir nickten der Künstlerin dankbar zu; durch lautes Händeklatschen die feierliche Stimmung zu entweihen, wäre keiner imstande gewesen. Adolf Henselt war aufgestanden. Er küßte die Elfenhand der Spielerin und sagte warm:

„Sie beschämen mich, gnädiges Fräulein, daß Sie mir nur meine eigenen Kompositionen vortragen."

„Spiele Herrn Henselt doch etwas von Chopin vor," mahnte die Mutter vom Sofa her, „vielleicht die Variationen über ‚La ci darem la mano'; oder wie wär's mit Webers Konzert in F-moll oder mit einem Capriccio Mendelssohns?" Sprach's und setzte die Theetasse an die Raffzähne.

„O dear! Nein, jetzt nicht!" flötete das Töchterlein. „Ich bin jetzt nicht imstande, mich in einen andern Komponisten hineinzufühlen. Morgen, Herr Henselt," wandte sie sich an den Künstler, „prüfen Sie mich in Chopin'schem oder Mendelssohn'schem Vortrage, jetzt spiele ich noch etwas für die Dame des Hauses."

Sie rückte ihren Sessel zurecht, lächelte schalkhaft und begann die Nr. 6 des Henselt'schen Opus 11:

„Si oiseau j'etais,
A toi je volerais!"

Henselt hatte diese Etüde ursprünglich seiner Gattin Rosalie gewidmet, und so erfüllte Miß Maud ihr Versprechen, der Dame des Hauses etwas Besonderes vorzutragen. Das für „zephirartige Leichtigkeit" geschriebene Allegro kam unter den Zauberfingern der englischen Virtuosin zu voller Geltung; es klang wie süßes Gezwitscher gefiederter Frühlingssänger. Dabei war es ein Genuß, die über die Elfenbeintasten fliegenden Händchen der Spielerin zu verfolgen. Sie hatte das Tempo wohl absichtlich ein wenig zu schnell genommen; um so glänzender war ihr Triumph, daß auch nicht ein einziger Ton verloren ging und das zarte hauchähnliche Pianissimo des Stückes trotz des übereilten Zeitmaßes streng gewahrt blieb. Es war eine wahrhaft virtuose Leistung, und nachdem wir alle eine zeitlang verwundert geschwiegen hatten, brach das allgemeine Entzücken wie ein Sturm los, und Ms. Maud und Mrs. Frazer wurden mit Glückwünschen und Beifallsbezeugungen überschüttet.

„Darf ich?" fragte Henselt mit einem Blicke nach der strahlenden Mutter auf dem Sofa. Und als die Gefragte gewährend lächelte, umarmte er die Tochter und drückte seinen etwas struppigen Schnurbart auf ihre alabasterweiße Stirn.

„Bravo, bravissimo, mein Kind!" belobte er sie, „das haben Sie besser gespielt, als ich es selbst vermag! Gern will ich Ihnen Unterricht erteilen, aber, bei Gott! ich weiß nicht, ob Sie bei mir noch etwas lernen können!"

„Die kleine Kröte spielt famos!" raunte mir der Oberst Pawlow ins Ohr.

Der Fürst Galizyn lehnte mit dem Rücken gegen das Fensterkreuz und schien mit seinen unheimlichen Augen die Engländerin verschlingen zu wollen.

„Sehen Sie nur den Fürsten an!" fuhr der Oberst, gegen mich gewendet, fort, „auch er schwärmt jetzt für das Töchterlein der Giraffe und sucht es mit seinen Blicken zu fascinieren. Miß Maud mag sich nur in acht nehmen! Der Fürst hat es schon mancher angethan ... ich glaube er ist ein Vampyr. Ha, ha, ha!"

Die Art und Weise des Obersten entsprach nicht meiner Stimmung. Ich schaute mich nach meinem Freunde Alexander um. Er war nicht mehr im Zimmer.

Ich ging hinaus und trat vor das Haus. Auf der Freitreppe stand der Gesuchte, sein schwärmerisches Antlitz dem Monde zugekehrt.

Sofort verstand ich ihn.

„Ist sie nicht ein leibhaftiger Himmelsbote?" fragte ich begeistert.

Meines Freundes Herz war so voll, daß ihm die Sprache versagte. Er drückte mir die Hände, daß die Finger knackten.

„Liebst du sie?" kam es unwillkürlich über meine Lippen.

Er stöhnte, als ob ihm das Sprechen Pein verursachte; dann stammelte er:

„Wer kann sie sehen und nicht lieben?"

„O, Alexander, einer von uns beiden wird sicher unglücklich werden. Auch ich liebe sie!"

Wir nickten einander schmerzlich zu. Der Mond mag damals wohl ein wenig mitleidig gelächelt haben.

„Wir bleiben Freunde!" sagte Alexander nach einer Weile, „gleichviel, wer von uns beiden sie erringt!"

Wir kamen uns unendlich groß vor, als wir uns kräftig die Hände schüttelten und so dieses Abkommen besiegelten.

O du göttliche Zeit der thörichten Jugend!

* * *

Am andern Morgen war ich mit Martha von Mengen und meinem Kameraden im Garten, wo uns der Oberst den aus der Krim mitgebrachten tartarischen Schimmel, der ein Geschenk an seinen Gastfreund Henselt war, vorreiten wollte.

Frau Rosalie kam gerade dazu, als Dimitri Pawlow auf dem Rücken des ungesattelten und nur mit einer Trense gezäumten Tieres von den Stallungen her auf uns zu galoppierte.

„Strastuitje, Madame!" rief er der Hausfrau zu, und diese, die den russischen „Guten Morgen" sehr wohl verstanden hatte, winkte ihm mit der Hand, was so viel sagen wollte, als: „Lassen Sie sich in Ihrer Vorstellung nicht stören!"

Der Oberst ritt nun, erst auf der rechten, dann auf der linken Hand, den Schimmel im Schritt, im Trabe und im Galopp vor, ließ ihn Seitengänge machen, changierte wie ein Cirkuskünstler mit jedem Sprunge aus dem Rechts- in den Linksgalopp oder umgekehrt und zeigte dann des Tieres Kunstfertigkeit im Springen über einen von einem herangerufenen Gärtnerburschen vorgehaltenen Rechen. Dabei kam er nie aus dem Sitze, und alle Bewegungen des Tieres vollzogen sich so leicht und scheinbar so ohne jede Hilfe des Reiters, daß man den Eindruck gewann, als wüßte der gutartige und lammfromme Schimmel seine ganze Lektion auswendig.

„Ich glaube, ein solches Pferd könnte auch ich reiten!" rief Martha von Mengen, die mit lebhafter Teilnahme der equestrischen Schaustellung zusah.

„Warum nicht?" lächelte der Oberst, der den Ausruf gehört hatte, „besonders, wenn Sie den Schimmel Paß gehen ließen."

„Was ist das für eine Gangart?"

„Eine Art Trab, bei welcher das Pferd immer mit beiden linken und dann mit beiden rechten Füßen zugleich ausgreift. Ich werde es Ihnen sofort zeigen; geben Sie acht!"

Und Pawlow ritt Paß. Der Schimmel geriet dabei in eine schwankende Bewegung, wie ein trabendes Kamel.

„Das ist sehr bequem," versicherte der Oberst, der immer im Kreise um uns herum ritt, „man erspart sich so das lästige Stoßen des Trabes."

„Oh, lassen Sie mich auch einmal Paß reiten!" tönte hinter uns eine atemlose Stimme. Miß Maud war vom Schlosse herangeeilt. Sie sah etwas erhitzt aus und erschien heute schöner als je.

Mit einem Satze war der Oberst vom Pferde.

„Wollen Sie es wirklich versuchen?" fragte er. „Wir müssen uns dann erst nach einem Damensattel umsehen ..."

„Den werden Sie bei uns nicht finden, Dimitri," unterbrach ihn Frau Rosalie, „ich für meine Person steige nie zu Pferde."

„Dann thut es mir leid, Miß Maud," sagte Pawlow, „aber ich weiß keinen Rat."

„Mein Gott!" stotterte das englische Fräulein in unbeholfenem Deutsch, „kann ich denn nicht ohne Sattel reiten?"

„Wenn Sie es wagen wollen ... freilich, das ist etwas Anderes! ... aber, ich fürchte, Sie werden herunterfallen."

„Nun, Sie sind ja dabei! ich verlasse mich ganz auf Sie!"

Aha! dachte ich, wenn es ein Vergnügen gilt, dann kann der kleine Trotzkopf schon deutsch reden; wir wollen uns das merken!

Pawlow war bereit, dem Fräulein zu helfen. Er sprach ein paar leise Worte zu dem Schimmel und klopfte leicht an dessen Füße. Das Tier streckte alle Vier so weit auseinander, daß es wie ein hölzernes Wiegenpferd aussah und sein Rücken ganz niedrig wurde. Miß Maud raffte ihr sahnfarbenes Wollenkleid und setzte ihr Füßchen in des Obersten dargebotene Hand. Ein leichter Schwung und sie saß damenmäßig auf dem Pferde.

„Miß Maud!" warnte ich, „nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht nach rechts hinuntergeschleudert werden!"

Furchtlos schaute die Gewarnte nach dem Obersten, der schon auf ihrer rechten Seite war, und schnalzte mit der Zunge.

Der Schimmel trabte an, aber er ging nicht Paß. Pawlow lief neben dem Pferde immer im Kreise mit und rief wiederholt ein russisches Kommandowort. Endlich hatte ihn das Tier verstanden; es fiel in die schaukelnde, sanfte Paßbewegung.

„Wundervoll! oh, das geht herrlich!" jauchzte Miß Maud.

„Nun ist's aber genug!" entschied der Oberst, der keuchend stehen blieb und das Pferd durch einen Zuruf ebenfalls zum Stillstande veranlaßte.

Wieder bot er der jungen Dame seine Hand dar; wie letztes Mal sahen wir ihre kleinen Stiefelchen im Schein der Morgensonne aufglänzen; dann hatte sie den Erdboden berührt und bedankte sich bei ihrem Kavalier.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Carmen Sylva.

Mitgeteilt und erläutert von ***.

Vorbemerkung.

Schreiber dieser Zeilen hat durch einen glücklichen Zufall Kenntnis von einem höchst interessanten Reisetagebuch erlangt. Dasselbe ist von einer deutschen Fürstin verfaßt und kürzlich in geringer Zahl von Exemplaren als Manuskript gedruckt worden, um an wenige Auserwählte verschenkt zu werden. Als wir von dem Besitzer eines solchen Dedikations-Exemplars die Erlaubnis empfingen, von dem Reisetagebuche Kenntnis zu nehmen, wurden wir ebenso überrascht wie erfreut durch seinen ungemein fesselnden Inhalt. Derselbe ist außerordentlich mannigfaltig, behandelt jedoch vorzugsweise die Verhältnisse an der untern Donau. Gern würden wir ausführlicher über die Einzelheiten uns verbreiten, allein wir dürfen hierzu uns nicht für berechtigt halten. Dagegen glauben wir, ohne eine zu große Indiskretion zu begehen, einen kleinen Streifzug auf Grund dieses Tagebuchs schildern zu dürfen, welchen die hohe Frau nach Rumänien unternommen hat, um einer Einladung des königlichen Paares nach dessen Sommerresidenz Sinaia im Karpathengebirge zu folgen. Hierdurch hoffen wir das Interesse mancher Leserin dieses Blattes, welches ja in erster Linie „ein echtes deutsches Familienblatt" sein will, für eine in Wahrheit edle Frau, als Fürstin und Dichterin gleich hochstehend und würdig die deutsche Kulturmission an der äußersten Ostgrenze Europas erfüllend, befriedigen zu können, wenn wir uns auch in der Darstellung selbst eine natürliche Reserve auferlegen müssen. Die hohe Verfasserin des Reisetagebuchs bitten wir zugleich an dieser Stelle wegen unserer Indiskretion um gütige Verzeihung; wir hoffen jedoch Absolution dadurch zu erlangen, daß es auf diesem Wege ermöglicht wird, das liebenswürdige Wesen der berühmten königlichen Dichterin dem deutschen Frauenkreise etwas näher zu bringen.

* * *

„. . . Am 16. September (1884), morgens 11 Uhr traten wir die Reise nach Rumänien an; nur wir beide mit S. und Baron R. Die Fahrt nach Rustschuck verbrachten wir mit Lesen, Frühstücken und Schlafen, da auf der eben erst von uns befahrenen Bahnstrecke absolut nichts Neues zu entdecken war. In Rustschuck, wo wieder viel Publikum und einige Behörden uns am Bahnhof erwarteten, trafen wir um 5 Uhr ein, begaben uns gleich an Bord des „Alexander" und fuhren nach Giurgewo (auf rumänischem Boden) über.

Von dort ging es mit der Eisenbahn weiter, und nach einer zweistündigen Fahrt durch flache und wenig bewohnte Gegenden kamen wir um 8 Uhr bei dunkler Nacht in Bukarest an. Der erste Eindruck war ein großstädtischer, insofern als wir lange über Pflaster fuhren und schließlich im Innern der Stadt durch einige sehr hübsche Straßen mit hell erleuchteten Kaufläden, in denen ein großes Menschen- und Wagengedränge war. Das Hotel Brofft, in dem wir abstiegen, liegt auf einem großen Platz gegenüber dem Theater. Wir hatten schöne Zimmer, mit Kronleuchtern wie zu einem Ball illuminiert und mit wundervollen, frischen Blumen in allen Vasen. Man servierte uns ein ausgezeichnetes Diner, bei dem wir sehr lustig waren. Trotz meiner großen Müdigkeit konnte ich aber kaum schlafen, denn das Wagengerassel nahm die ganze Nacht kein Ende.

Um ½ 8 Uhr mußten wir am andern Morgen schon an der Bahn sein; auf dem Wege dahin konnte ich bemerken, daß Bukarest am hellen Tage doch noch recht orientalisch ist. Das Getreibe in den Straßen, äußerst bunt und malerisch, erinnerte mich oft an russische Typen. Die Fiakerkutscher z. B. sind alle Russen und gehören einer gewissen, eigentümlichen Sekte an, sie tragen alle den russischen Kaftan mit Gürtel und die viereckige Kappe.

Am Bahnhof wurden wir in den königlichen Wartesaal geführt und auf dem Perron, welcher von den sehr kleidsam uniformirten, französisch aussehenden Gensdarmen abgesperrt wurde, standen einige Bulgaren. Die Eisenbahn führt zuerst durch ziemlich unschöne Gegenden, die nur durch die malerisch gekleideten Bauern einen gewissen Reiz bekommen. An den Stationen sah ich oft Gestalten, die einen Maler entzückt haben würden, sowohl unter den Männern als unter den Frauen. Das reizende Kostüm, das in jedem Dorf mit anderen Variationen getragen wird und immer in Form und Farbe geschmackvoll ist, trägt ja zu der schönen Erscheinung viel bei, aber die Rumänen selbst sind meistens von der Natur mit Schönheit und Grazie ausgestattet. Besonders die Gestalten sind von seltenem Ebenmaß, schlank und biegsam.

Ungefähr eine Stunde vor Sinaia wurde die Gegend romantisch und schön; die Bahn führte durch eine Schlucht, in welcher der Fluß Prahova mit grauem Bergwasser dahin rauschte, und zu deren Seiten sich hohe Berge auftürmten. Die Karpathen haben einen ganz ähnlichen Charakter wie die Tiroler Alpen und erinnern theilweise an das Engadin. Immer wilder und großartiger wurde es um uns herum, bis das Thal schließlich ganz eng wurde und im dunklen Grün der Bergabhänge die weißen Villen des Badeortes Sinaia erschienen, überragt vom langen, hellen Klostergebäude, in welchem das rumänische Fürstenpaar bis vor kurzem im Sommer seinen Wohnsitz hatte.

Im Bahnhof erwartete uns der König in seiner ganz französisch aussehenden Uniform und brachte uns an einen Wagen, der ebenso romantisch aussah wie die Gegend. Es war ein großer Char-à-banc ohne Kutschersitz, mit 4 kleinen Gebirgspferden bespannt, die nur ganz leicht geschirrt, aber mit Schellen behängt und von einem Postillon gelenkt wurden. Dieser trug ein außerordentlich phantastisches, an Spanien erinnerndes Kostüm: sehr lange und sehr weite, über und über buntgestickte Beinkleider, eine kurze, ärmellose, rote Jacke mit Goldstickerei über einem strahlend weißen Hemd mit Flügelärmeln, einen kleinen schwarzen Filzhut mit langwallenden Seidenbändern in rumänischen Farben und eine kurze Peitsche mit langen Riemen, die er beständig um den Kopf schwang und dazu mit eigentümlich jauchzenden Tönen die Pferde antrieb.

So jagten wir dahin, immer bergauf, im sausenden Galopp in der köstlichen frischen Morgenluft ins Gebirg hinein. Der elegante Badeart blieb links vom Bahnhof liegen, und unser Weg führte durch tiefe Einsamkeit in eine Bergschlucht, in der wir nach etwa viertelstündiger Fahrt plötzlich, im Fichtengrün halb versteckt, das märchenhafte „Castell Pelesch" erblickten. Ehe wir rechts nach dem Schloß abbogen, kamen wir an der Hauptwache vorbei, wo die Musik spielte, und jagten dann in den Schloßhof hinein.

Im Portal, das wie alles Übrige ein Meisterwerk altdeutscher Renaissance ist, erwartete uns ein reizendes lebendes Bild, das in vollkommenster Harmonie zur malerischen Umgebung stimmte: die Königin „Carmen Sylva"* in der wunderbaren Tracht ihres Landes, dem bis an die Füße reichenden, goldgestickten Gewande, der faltenreichen gestickten Bluse mit weiten Ärmeln und dem duftigen, kunstvoll und kleidsam um den Kopf und die Brust geschlungenen Schleier, aus dem ihr rosiges, liebliches Gesicht mit den unergründlichen Märchenaugen und dem sonnigen Lächeln so hervorblickte, daß es einem warm ums Herz wurde. Um sie herum standen fünf junge Mädchen in ähnlichen Kostümen wie ihre Gebieterin, aber statt des frauenhaften Schleiers bedeckten kleine kokett gebundene, rotseidene Tücher ihre schwarzen Haare.

* Mancher Leser kennt wohl noch nicht die Geschichte der Entstehung dieses Namens. Wir können darüber folgendes mitteilen.

Den Namen „Carmen Sylva" hat die königliche Dichterin sich einst selbst beigelegt und zwar, wie es in den Eingangsstrophen ihres Werkes: „Meine Ruh'" heißt, aus folgenden Erwägungen:

„Carmen, das Lied, und Sylva, der Wald,
Von selbst gesungen das Waldlied schallt.
Und wenn ich im Wald nicht geboren wär',
Dann säng' ich die Lieder schon längst nicht mehr.
Den Vögeln hab' ich sie abgelauscht,
Der Wald hat alles mir zugerauscht,
Vom Herzen that ich den Schlag dazu,
Mich singen der Wald und das Lied zur Ruh'!"

Dünen-Landschaft von der holländischen Küste. Von F. Lindner.

Konvenienz-Ehe.

Nach dem Gemälde von A. Jakosch.

Mit warmer schwesterlicher Liebe und Zärtlichkeit mich bewillkommend, führte uns die Königin nun gleich in unsere herrlichen Zimmer, die wie jeder Raum im Schloß in stilvollster und prächtigster Weise altdeutsch eingerichtet waren. Eine buntgemalte Glasthüre, die meinem Schlafzimmer zugleich als Fenster diente, führte auf einen der vielen Balkons, von denen man unmittelbar in die Felswände und fichtenbewachsenen Bergschluchten blickt. Die Felsenspitzen der Berge um uns herum ragten so hoch, daß man kaum den Himmel sah. Der Balkon — oder vielmehr die Holzgalerie — führt in das vorspringend gebaute Frühstückszimmer der Königin hinein und von da in ihre wundervollen Gemächer.

Bald nach der Ankunft wurde das Gabelfrühstück in dem schönen, boisierten, aber etwas dunklen Speisesaal eingenommen. Das Schloß und seine Einrichtung zu beschreiben ist mir unmöglich; es würde zu weit führen und doch kein richtiges Bild geben. Es ist von außen sowohl wie von innen eins der großartigst ausgeführten stilvollen Bauten der Gegenwart. Alles, was man sich an Kunstschätzen jeder Art wünschen und denken kann, ist darin zu finden, aber das kann man überall sehen, wo die Besitzer Geld und Geschmack haben. Was hingegen Castel Pelesch zu einem Unikum stempelt, das ist der zauberhafte Reiz, der über allem ausgegossen ist, die Poesie, die darin lebt und webt und jeden, der die Schwelle übertritt, in ihren Märchenbann zieht. Es ist das selbstgeschaffene Heim einer ideal angelegten Frau, die Künstlerin, Dichterin und Fürstin in ihrer Person vereinigt, — wie könnte es denn zu vergleichen sein mit anderen Schlössern?

Nachdem wir am Nachmittag lange allein mit dem Königspaar das Schloß durchwandert und dabei gar manches geplaudert hatten, führten sie uns über die grünsten Matten am murmelnden Pelesch entlang nach einem Forsthaus mitten im Wald, das in Stil und Einrichtung auch wieder zum Ganzen paßte. Dort in einer lauschigen Fensterecke mit dem Blick auf Waldesgrün hat sie „die Pelesch-Märchen" geschrieben, und hier saßen wir lange in traulichen Gesprächen, aus denen ich Elisabeths Sehnsucht nach der deutschen Heimat recht durchfühlte.* — —

Später führte uns der König in das große Atelier, wo von einem deutschen Kunstschnitzer der größte Teil aller Boiserieen im Schloß angefertigt wurde und wo noch Verschiedenes in Arbeit war.. Auch in der Halle, wo die Maschinerieen für die elektrische Beleuchtung unter der Leitung eines jungen englischen Ingenieurs, des Sohnes eines Lord, aufgestellt wurden, waren wir.

Vor dem Diner brachte mir die Königin ein rumänisches Kostüm und zeigte Lina (der Kammerjungfer), wie man den Schleier aufstecken muß. Da alle Damen so erschienen, fühlte ich mich auch ganz in Harmonie zur Umgebung in meinem phantastischen Gewand. Beim Diner waren die fünf Damen, unter denen nur zwei wirkliche Hofdamen. Die anderen sind junge Mädchen aus Bukarest, die nur zu Besuch bei der Königin sind und mit denen sie täglich liest und arbeitet. Zwei oder drei Adjutanten und der polnische Klavierspieler der Königin vervollständigten den Kreis.

Nach dem Diner wurde im türkischen Salon geraucht und Kaffee getrunken; dies ist der einzige nicht altdeutsche Raum im ganzen Schloß, im kostbarsten und prächtigsten maurischen Stil gehalten, mit Gold- und Seidenstickereien in den schönsten Farben, mit niedrigen Divans und Polstern und einem plätschernden Springbrunnen. Die sieben Damen in ihren goldschillernden Kostümen vervollständigten den Eindruck eines Märchens aus „Tausend und eine Nacht". Später begab man sich in den Musiksaal, einen hohen Raum auch ganz in geschnitztem dunklen Holz mit erhöhten kirchenstuhlartigen Sitzen an den Wänden, die mit Freskogemälden aus den Dichtungen der Königin verziert waren. Ein riesiges Doppelfenster mit wundervoller Münchener Glasmalerei stellt Scenen aus den Märchen des rumänischen Dichters Alecsandri dar; Instrumente jeder Art, auch eine prachtvolle Orgel, füllten das Zimmer, und hier wurde stundenlang musiziert.** Die Königin, Fräulein Theodori, der Pianist Lubitz und ich spielten achthändig, der größte Genuß war aber der Gesang von Fräulein Livia Majoresco, die eine wundervolle Altstimme hat, und besonders ergreifend klangen diese tiefen, vollen Töne zur Begleitung der Orgel.

Erst spät am Abend begaben wir uns zur Ruhe, und früh am andern Morgen vereinten wir uns wieder mit dem liebenswürdigen Königspaar beim Frühstück. Bald darauf unternahmen wir einen langen, etwas ermüdenden, aber entzückend schönen Spaziergang bergauf, immer am schäumenden, tosenden Pelesch entlang, durch urwaldähnliche, wilde Gebirgsgegend, über Baumstämme und schwindelnde Stege hinweg. Die Königin trug ihr Bergkostüm, ein kurzgeschürztes, wollenes Gewand über hohen Stiefeln und Gamaschen und eine Taille in altdeutschem Schnitt mit Puffärmeln. Ihre kurzen Haare, ohne irgend welche Bedeckung, flatterten im Wind, und in der Hand trug sie einen langen Gebirgsstock. So kletterte sie leichtfüßig über alles weg.

Nachmittags wurde in dem vierspännigen Bergwagen mit dem lustigen Postillon eine lange Fahrt unternommen, aber leider nicht in die Berge, sondern ins Thal, nach der Grenze von Siebenbürgen zu. Wir stiegen einmal aus, um eine Pappendeckelfabrik anzusehen, und dann wieder in einer großen Glasfabrik in einem Grenzstädtchen, Azuga genannt, wo ganz hübsche Sachen gemacht werden; der König schenkte uns Vasen und Gläser. Auf der Rückfahrt war es sehr kalt, aber der Blick in die Berge großartig schön.

Abends waren einige Rumänen beim Diner, unter anderen G., der Gesandte in S., und es wurde wieder musiziert. G. bekam den Orden der Königin, und ich trug wieder ein rumänisches Kostüm, aber diesmal in Dunkelblau und Silber.

Am 18. (September) waren wir den ganzen Morgen draußen, besuchten das Kloster Sinaia, in dem nichts mehr zu sehen ist als eine Kirche und einige Mönche und die leeren Räume, in denen früher das Fürstenpaar in primitivster Einfachheit gelebt. Dann besuchten wir auch ein Soldatenlager nicht weit vom Schloß, auf einem romantischen Waldhügel. Alle Zelte waren noch geschmückt von einem Feste her, das wenige Tage zuvor zur Erinnerung an den Jahrestag von Plewna, wenn ich nicht irre, gefeiert worden war. Die Soldaten waren alle in Reihe und Glied darin aufmarschiert, und der König verlangte, daß die Königin und ich durch jedes einzelne Zelt gehen sollten. Es herrschte ein solch intensives Knoblauch-Parfüm darin, daß wir jedesmal den Atem anhielten, bis wir es passiert hatten.

Beim zweiten Frühstück erschien ein rumänisches Ehepaar, Monsieur und Madame Esargo, die bei der Gesandtschaft in Konstantinopel sind und beide große Verehrer der Königin zu sein schienen. Er machte den Eindruck eines charmanten Parisers, während sie der Typus einer orientalischen Schönheit war.

Um 2 Uhr begaben wir uns in den Musiksaal, aber ohne den König und S., die für solche Genüsse nicht schwärmen, und nun wurde bis ½7 gelesen. Monsieur Esargo, der, wie mir die Königin sagte, auch ein vorzüglicher Schauspieler ist, las uns ein Drama von Coppet: „le luttier de Cremone" vor, und ich habe außer im théatre français noch nie Französisch in solcher Vollendung gehört. Später las er noch aus den „units d'octobre" von Musset, und es klang eine traurige Musik.

Schließlich baten wir alle die Königin, uns auch etwas vorzutragen, und sie las uns nun das ganze Gedicht „Die Hexe" vor und noch viele andere ihrer Dichtungen, traurige und heitere, mit ihrer tiefen und klangvollen Stimme, die oft wie von Thränen verschleiert und dann wieder wie heller Glockenton erklang. Durch die gemalten Fensterscheiben fielen magische Lichtstreifen auf ihre schöne Gestalt und auf den golddurchwirkten Schleier und gossen einen Märchenschimmer über sie aus, während die Augen ihrer um sie gruppierten Jüngerinnen in den phantastischen Kostümen voll Begeisterung und Liebe an ihr hingen.

Während dieser drei Tage hatte ich auch eine innige Freude an dem schönen und brüderlichen Verhältnisse, das zwischen dem Könige und S. besteht. Er kann sich auch gewiß keinen treueren Freund und Ratgeber wünschen als diesen edelgesinnten und gereiften Fürsten.

Am 20. September in der Frühe trennte ich mich mit schwerem Herzen von dem reizenden Zauberschloß. Unsere lieben Wirte brachten uns an die Bahn, und mit dem prosaischen Pfiff der Lokomotive endete dieser Traum von Poesie und weltentrücktem idealen Leben! . . .

* * *

Wir brechen hier ab. Die im Vorstehenden gegebene treue Darstellung von drei poesievollen Tagen im Castel Pelesch ehrt, wie uns dünkt, die Besuchsempfängerin ebenso sehr wie die Besucherin; es scheinen sich hier zwei schöne Seelen gefunden zu haben. Nunmehr wäre eigentlich die Aufgabe dieser Zeilen als erfüllt zu betrachten, wenn wir nicht glaubten in der Seele mancher unserer Leserinnen dem Wunsche zu begegnen, noch einige weitere Einzelheiten über Carmen Sylva und ihr Leben in der Sommerfrische Sinaia zu erfahren. Durch einen andern glücklichen Zufall sind wir nun wirklich in der Lage, einem solchem Wunsche zu entsprechen, und deshalb behalten wir noch die Feder in der Hand.

Es war vorhin von einem militärischen Feste die Rede, welches zu Ehren des Jahrestags von Plewna in dem Lager der rumänischen Truppen bei Sinaia gefeiert worden ist. Gerade über dieses Fest, das am 11. September 1884 stattfand, können wir eine genaue Beschreibung geben, und da der König wie die Königin von Rumänien sich an demselben persönlich beteiligten, so hoffen wir diese Darstellung als eine nicht ungeeignete Fortsetzung der vorhin gegebenen fürstlichen Besuchsschilderung anreihen zu können.*

Zunächst ein paar Worte über den eigentlichen Anlaß des militärischen Festes. Versetzen wir uns zurück zu dem 11. September 1877. König Karl von Rumänien stand damals an der Spitze seines tapferen Heeres im Felde gegen die Türken, er focht zur Seite der mächtigen russischen Armee, aber beide Truppenmassen hatten angestrengt zu kämpfen, um die mit wahrer Todesverachtung sich schlagenden Ungläubigen zu überwinden. Dazu kam, daß die rumänischen Soldaten sich bis dahin noch nicht im Kriege zu bewähren Gelegenheit gehabt hatten, so daß bange Zweifel herrschten, ob so unerprobte Kräfte den schweren Kampf zu bestehen vermöchten. Ihr wackerer Führer, aus dem altberühmten Geschlecht der Hohenzollern stammend, hegte wohl Mut und spürte die Kraft in sich, kriegerische Leistungen zu vollbringen, allein auch er durfte sich keinen sicheren Hoffnungen in Bezug auf den Waffenerfolg hingeben.

Da kam der 11. September 1877 vor Plewna. In einem dreimaligen Anlaufe drangen die braven Rumänen auf die starke Grivitzaschanze ein, ohne das Bollwerk nehmen zu können, bis sie, von ihrem Kriegsfürsten noch einmal persönlich geführt, endlich ihre Fahne siegreich auf dem Walle aufpflanzten. Rumäniens Geschick war durch den Heldenmut seines Fürsten wie seines Heeres glücklich entschieden worden.

Im Jahre 1884 kam die siebente Wiederkehr dieses Tages. Im Orient hat eine solche Thatsache eine ganz besondere Bedeutung: sieben ist dort eine geheiligte Zahl. Über sieben Welten und sieben Meere ziehen im rumänischen Märchen die Helden; nach den Satzungen der rumänischen Kirche bleiben die Verstorbenen sieben Jahre in der Erde, dann werden ihre Gebeine ausgegraben, um zur ewigen Ruhe bestattet zu werden. Sollten sie nach sieben Jahren noch nicht zu Staub zerfallen sein, so müssen neue Messen für sie gelesen werden, denn der Gerechte muß in diesem Zeitraume seine ganze irdische Hülle, mit Ausnahme der Knochen, der Erde wiedergegeben haben.

Deshalb wurde auch die siebente Wiederkehr des Siegestags mit besonderer Feierlichkeit begangen. Selbst der Himmel begünstigte das Fest, er stellte sich mit einer berückend schönen Bläue ein. Als vom Kloster die Glocken läuteten, schritt das Königspaar mit ganzem Gefolge vom Schlosse herunter und begab sich, wie sonntäglich, in die Kirche, die Königin wie ihre Damen in bulgarischer Tracht. Rings um den Klosterhof, der die Kirche umschließt, stand das Jägerbataillon, welches am 11. September 1877 beinahe alle seine Offiziere und die Hälfte seiner Mannschaften eingebüßt hatte. Die zerfetzte, mit dem Stern Rumäniens gezierte Fahne neigte sich dem Herrscherpaar entgegen. Dem Te deum voran ging ein De profundis für die Gefallenen, während draußen die Militärmusik die Melodie von Friedrich Heinrich Himmel zu Körners Schlachtgesang: „Vater ich rufe dich!" spielte. Dieses Lied ist von dem König Karl schon im Anfang seiner Regierung als Armeegebet eingeführt worden und wird bei jedem rumänischen Zapfenstreich gespielt.

Nach dem Gottesdienst schritt der König die Front der Truppen ab und ließ dann die letzteren an sich vorbeimarschieren. Unter herrlichen Tannen und Buchen ging man nun hinauf zu der das ganze Thal beherrschenden Anhöhe, wo ein Barackenlager errichtet war. Diesmal war es aber in einen Zaubergarten verwandelt. Mit dem Geschmack- und dem Farbensinn, welche die Rumänen auszeichnen, waren die Baracken außen und innen mit Moos, Blumen und Tannzapfen geschmückt; von dem Holz, aus dem sie aufgebaut worden, war nichts zu sehen. Auf der mit dunkelgrünem Moos bekleideten Thüre hoben sich die Abzeichen der rumänischen, zur Kriegszeit gestifteten Orden, aus hellem Moos zusammengefügt, ab. In Blumenschriftzügen stand: „Es lebe der König!" — „Es lebe die Königin!" — „Es lebe die Armee!" auf den grünen Wänden zu lesen. Vor dem Triumphbogen wurden die Majestäten von dem Truppen-Commandeur, General Cernat, empfangen. Der Major des Jägerbataillons überreichte im Namen desselben ein Rosenbouquet, und unter den Klängen der Nationalhymne durchschritt das Königspaar das Thor. In der Mitte des Lagers erhoben sich zwei Zelte, das eine für die Königstafel, das andere für den Soldatentisch. Das Herrscherzelt war meisterhaft ausgeschmückt, es schien über lebendes Gesträuch gespannt, statt über Balken, welche es trugen; man sah nur große Farrenkräuter und buschiges Laub, dazwischen die verschlungenen Initialen des Königspaars, C und E, und als innere Dekoration, von Blumen umrahmt, Aussprüche der Königin, welche sich auf Heldentum und Soldatenleben beziehen, sowie Verse aus den Werken des rumänischen Dichters Alecsandri, welcher das Volk in Waffen besungen hat.

Um die Zelte herum wogte während des Mahls unter den Klängen der Militärmusik eine bunte Zuschauermenge. Die Bauern und Bäuerinnen tragen in Rumänien noch ihre alte Tracht, nicht als Sonntagsstaat, sondern als tägliche Bekleidung. Der Hirt mit den langen Haaren um das magere Gesicht, mit dem Pelz, dessen zottige Seite er nach außen kehrt, über dem weißen Leinwandhemd, ist von den Bergen heruntergestiegen auf seinen vielfach um den Fuß geschnürten Sandalen, und schaut, gestützt auf den Stab, die Feier staunend an. Plötzlich steht die Menge still. Auf das Zeichen eines Offiziers haben alle Soldaten ihren Tisch verlassen und das königliche Zelt umringt, um die Ansprache des Königs zu hören, welcher das Glas erhoben hatte und auf das Wohl der Armee trank, indem er gleichzeitig der vor Grivitza gefallenen Helden gedachte.

Ein vielstimmiges Hurrah und der Tusch der Musik weckte das Echo der Berge. Es folgten noch mehrere Reden, worauf sich König Karl nochmals erhob, um im Namen seiner Gemahlin die Fahne zu bekränzen. „Diesen Blumenkranz," sprach er, „reicht die Königin dieser Fahne, der von Kugeln zerfetzten, von Pulverdampf geschwärzten, um die sich in der Stunde der Gefahr die Reste des Bataillons geschart, um vorwärts zu gehen zum Siege!"

Nachdem die Tafel aufgehoben worden, gingen der König, umringt von Soldaten, die Königin, umdrängt von Kindern, von Baracke zu Baracke; nichts blieb ungesehen, und jedem wurde ein freundliches Wort oder ein gütiger Blick zu teil. Da erscholl auf der offenen Seite des Feldlagers Zigeunermusik, — wie durch einen Zauber ineinandergefügt, lag plötzlich Hand in Hand, und im großen Rundtanz, „Hora" genannt, bewegte sich die Menge: Soldaten, Bauern, Herren und Damen. König und Königin traten in die Mitte des vom Rundtanz gebildeten Kreises, der sich bald so ausdehnte, daß um die Königin herum sich ein zweiter kleiner Kreis tanzender Kinder bildete. Anfangs ruhig und gemessen, stimmten die Zigeuner bald eine Stindia an, der Kreis teilte sich, und in langer Kette flogen in derwischartigem Tanz die Leute einher. Die heiterste Stimmung belebte alle, doch überschritt keiner das Maß der Freude, kein Jubel artete in wüsten Lärm aus.

Als sich die Sonne neigte, trat das Königspaar mit seinem Gefolge den Heimweg an. Die Menge teilte sich und verstummte, als wieder die Nationalhymne ertönte; kaum waren jedoch die letzten Töne verklungen, als ein tausendstimmiges Hurrah losbrach. Immer wieder grüßten König und Königin, während sie den Abhang hinunterschritten, und längst schon waren ihre Gestalten im Walde verschwunden, als der jubelnde Zuruf noch immer erscholl. Auch war das Fest mit Sonnenuntergang noch nicht beendet. Um 8 Uhr erklangen Trompeten im stillen Seitenthal der Grahova, wo das Königsschloß an dem brausenden Pelesch steht. König und Königin traten auf die Veranda, und zwischen den dunklen, leise aufwärts steigenden Tannenabhängen tauchte eine Fackel nach der andern auf. Der Zug kam bis vor das Schloß, wo die Militärmusik den Zapfenstreich ausführte. Im bengalischen Licht stand das Schloß wie verzaubert, fast unheimlich da, einsam zwischen den mächtigen Bergen. Ergreifend wirkte die Musik, als sie zum Schluß das „Gebet in der Schlacht" intonierte. In den Nebel des Thals mischte sich der Dampf des bengalischen Lichts, ein dichter Schleier, in welchem die abziehenden Gestalten mit ihren Fackeln bald verschwanden, umhüllte alles. Aus dem tiefen Schweigen der Natur tönte nur das Rauschen des Peleschflüßchens zum Königssitz hinüber. Bewegt erhoben die im Schloß Zurückbleibenden ihre Augen zu den Worten, die der königliche Erbauer einst über der Eintrittshalle hatte einzeichnen lassen:

Ich König Carol, hab erbaut
Dem Volk, das sich mir anvertraut,
Sein Königreich im Kriegsgebraus,
In Friedenszeit mein eigen Haus.

* * *

Möge dem königlichen Paar nach Schicksalsschluß vergönnt sein, „seines eigenen Hauses" noch lange in Frieden froh zu werden!

— Ende. —

* Wer könnte das wohl nicht ganz erklärlich finden! Fürstin Elisabeth von Wied ist als echt deutsches Kind am Ufer des herrlichsten deutschen Stromes zur Welt gekommen und hat bis auf den heutigen Tag dem schönen Heimatlande, der gesegneten Rheingegend, ihre ganze Liebe bewahrt, — hat sie doch nicht weit von der Stätte ihren Lebenspfad begonnen, von welcher einst der edle Sänger Karl Joseph Simrock seine „Warnung vor dem Rhein" ausgehen ließ, weil dort uns das Leben „zu lieblich eingehe", und hat doch Carmen Sylva dann selbst die Reize ihres Heimatstroms in dem Buche „Mein Rhein" in echt dichterischer Weihe besungen, nachdem sie ihnen weit entrückt worden. Diese Sehnsucht kann in der Ferne nie gestillt werden.

** Die Verfasserin dieses Reisetagebuchs ist, wie dem Schreiber dieser Zeilen genau bekannt, eine vortreffliche Pianospielerin.

* Wir folgen darin einem fesselnden Bericht, dem wir vor zwei Jahren in der „Allg. Militär-Zeitung" begegnet sind; leider vermögen wir den Namen des Verfassers nicht anzugeben.

Zur Ästhetik der Mode.

VI. *

Nachdruck verboten.

Verehrteste Freundin!

Sie schelten mich ob meines Umherflatterns zwischen Blümchen und Dornen ästhetischer Betrachtung. Aber auch der Schmetterling, mit dem ich sonst jede Ähnlichkeit bescheiden ablehne, findet schließlich die Blume, aus der er den Saft saugen will.

Auch ich darf jetzt wohl zeigen, daß ich bei allen Kreuz- und Querzügen die Blume Mode nicht aus den Augen verlor, und stelle sogleich den Satz auf: Die Kleidung dient dem Schutz und der Schicklichkeit; die Mode nur der Schönheit, oder, sagen wir, dem Reiz. Mit dem äußerlichen Zweck hat sie also nur genau so viel zu schaffen, als er ihr die Grenzen ihres Schaffensvermögens steckt, d. h. so viel, als etwa in der Architektur die Konstruktion ausmacht. Diese ist gegeben freilich; aber die Phantasie bekleidet sie erst.

Wer den Reiz nur im Rationellen finden will, der werde — Jägerianer. Wir anderen aber wollen dem Schmuck nachdenken.

Wer freilich als eine Venus oder ein Apoll auf die Welt gekommen, der wird nicht viel zu wählen brauchen. Sie mögen in griechischer Tracht jeden Reiz zur Schau stellen: sie werden, abgesehen vom Gezeter der „Tugendbolde" natürlich, denn irgend wer muß immer zetern, jederzeit schön sein. Soll aber nun der minder Bevorzugte aus bloßem Nachahmungstrieb, oder weil es doch einmal paßte, das Gleiche wählen? Für ihn ist die reine Schönheit der natürlichen Formen doch nicht zu erreichen, wozu also ein ästhetisch häßliches Quälen darum?

Für die Allgemeinheit, die doch, ohne alle Grobheit geurteilt, nicht die vollendete Schönheit verkörpert, würde also eine, ich möchte sagen, Idealkleidung doch nicht ohne inneren Widerspruch möglich sein. Es bedürfte sofort der künstlichen Nachhilfen. Da ist aber die Laune geschickt, indem sie diese Nachhilfen oder kleinen Mängel benutzt, um daraus keck Neues zu formen, das mit voller Existenzberechtigung aufzutreten vermag. Dieses ist das erste wesentliche Moment.

Das zweite ist das der Vergänglichkeit des Stoffes in unserer Kleidung. Es liegt ein greller Mißklang darin, wenn ein Vollendetes in vergänglichem Material geschaffen wird. Ein solches verträgt nur eine mehr spielende Behandlung. Wer würde nicht einen michelangelesken Moses aus Kraftmehl und Zucker für eine ästhetische Blasphemie halten?

Ein zweiter Widerspruch wäre es, wollte man die Vergänglichkeit dadurch zu verhüllen suchen, daß man immer wieder dasselbe aus neuem Stoff schüfe. Dies tritt bei der Kleidung aber ein. Können wir uns für jenen Braven ästhetisch begeistern, der sich fünfzigmal den Rock seiner Jugendzeit wieder neu bauen läßt, um immer derselbe zu bleiben? Konsequent mag das ja sein; ästhetisch ist es einfach langweilig, ja schier unerträglich, denn wir fühlen es als eine drückende Fessel der Phantasie. Welche Knechtung, stets wieder dieselbe Form nachzudenken, nachzubilden!

So lange wir also vergängliche Stoffe haben, wird der Wechsel ihrer Form nicht tadelswerte Neuerungswut, sondern erquickende Naturnotwendigkeit sein.

Einen Wechsel in den Stilrichtungen haben wir ja auch in den anderen Künsten; wo aber das Material ein dauerbareres ist, da darf die Laune nicht allzufrei walten. In der Bekleidungskunst dürfen wir uns bei jeder Extravaganz damit trösten, daß sie die Dauer einer Robe nicht allzulange überschreiten wird; weit schlimmer sieht es aber schon mit der Bekleidung unserer Häuser aus, wenn sie mehr nach augenblicklicher Mode als nach ernsterer logischer Auffassung strebt. Ein Witz läßt sich nicht verlängern, ein Lächeln nicht versteinern, sonst wird es zur Fratze. Unsere modernen Mietshausreihen mit ihren stukkierten Schönheitspflastern wüster Ornamentik werden sehr bald das bißchen Reiz der Neuheit verloren haben und dann größtenteils wie grinsende Masken auf den staunenden und erschauernden Nachgeborenen niederstarren.

So tritt denn auch für unsern Gegenstand sogleich die Beschränkung auf, daß, je kecker eine Modelaune ist, desto geringer ihre Dauer sein muß.

Dem scheint allerdings die Erfahrung zu widersprechen, daß wir uns allmählich auch an Ungeheuerlichkeiten gewöhnen und dieselben gar nicht mehr bemerken. Das ist es ja aber gerade! Wir bemerken sie nicht mehr, sie macht also gar keinen ästhetischen Eindruck mehr, und das will doch eben die Mode. In solchem Falle würde sie sich also ihrer Schöpferlust begeben. Daher kommt es denn auch, daß gewöhnlich die Extreme auf einander folgen. Man ist gleichgiltig geworden und braucht, um wieder aufzufallen, eine ganz nachdrückliche Umwandlung. Solche Reaktion ist nun freilich nicht schön; aber sie wird so lange nicht zu vermeiden sein, als das Feingefühl für Formen und Farben noch zu wenig verbreitet ist und so lange deshalb das besteht, was gewöhnlich Mode genannt wird, was aber doch erst Mode im engeren Sinne genannt werden sollte, nämlich die allgemeine Nachahmung irgend eines willkürlichen Vorbildes, ja, die fetischartige Verehrung alles dessen, was irgend ein Bevorzugter einmal zu erfinden die Laune gehabt hat.

Ich bedaure, Ihnen für diese Auffassung der Mode kaum irgendwelche ästhetische Waffen ins Feld führen zu können. Vielmehr können wir wirklich zu einer ästhetischen Behandlung der Bekleidung erst dann kommen, wenn wir uns vom Modejoch unabhängiger machen.

Diese Nachbetung des Vorhandenen, die bei den Geschmacklosen den Schein von Bildung erwecken soll, ist es, welche die meisten Strafpredigten gegen die Mode hervorgerufen hat; und in der That liegt der Gegenstand der satirischen Behandlung so nahe, daß auch ich nur mit Selbstüberwindung daran vorübergehe, da ich Ihnen nun doch mehr des positiv Brauchbaren andeuten muß, als daß ich beständig nur verneine.

Es genügt daher wohl, wenn ich auf den unangenehmen Eindruck hinweise, den jede Unselbständigkeit macht, wie schal jeder Scherz aus zweiter Hand und wie gequält jedes Bestreben ist, einem ganz Ungewöhnlichen gleichen zu wollen. Es kann nicht anders als widerwärtig wirken, wenn eine massive, ältliche Dame und ein junges, geschmeidiges zartes Mädchen den gleichen Schnitt für ihre Kleidung wählen, weil — es „Mode ist".

Als Entschuldigung heißt es da immer: Aber soll man sich denn auffällig machen dadurch, daß man von der Mode abweicht?

So gestreng ist aber die Mode gar nicht! Nur die Geschmacklosen möchten uns das einreden. Freilich macht es einen störenden Eindruck, und deshalb keinen ästhetisch reinen, wenn ein Einzelner mit einem gewissen Eigensinn der herrschenden Geschmacksrichtung entgegentritt. Aber deshalb ist niemand gezwungen, alle Capricen mitzumachen. Vielmehr wird in jeder Periode der Tracht ein gewisser Stil zu erkennen sein, der den Grundton ohne die Koloraturen der kecken Laune angiebt, und in diesem Grundton kann sich jeder bewegen. Diesen Stil aber muß die Mode besitzen und von ihm lassen Sie uns nun demnächst etwas näher reden; für die Feinbesaiteten aber war es mir zunächst darum zu thun, auch die individuelle Caprice zu retten und nachzuweisen, daß auch sie ästhetisch wirkt, so lange sie wirklich originell, lebensfroh und frisch wie ein lustiger, schnell den Blicken entschwindender Falter ist.

Wie auch im Stil die Willkür dann zu ihrem Recht kommt und wo auch für sie Zügel anzulegen sind, das wird sich ganz von selbst ergeben, sobald wir die Mode nun in ihren Einzelheiten betrachten.

Ich hoffe, daß Sie mir auf dieses Gebiet, in welchem wir nun aus der ästhetischen Höhe gemach zu praktischen Vorschriften gelangen, mit derselben liebenswürdigen Nachsicht folgen werden, welche Sie bisher bewiesen

Ihrem gehorsamsten

H. S.

* Vergl. Brief V. auf Seite 138.

Über Seeluft und ihre Wirkung.

Von Dr. med. Goliner.

Nachdruck verboten.

Es giebt eine große Anzahl von Krankheiten, welche allen ärztlichen Maßnahmen und selbst der sorgfältigsten häuslichen Behandlung trotzen und deshalb manchen verzweifelnden Kranken schier unheilbar erscheinen. Man kann diese Krankheiten in zwei große Gruppen scheiden. Die erste Gruppe umfaßt die Schwächezustände, welche sich durch krankhafte und mangelhafte Vorgänge in der Ernährung des Körpers kundgeben. Dahin gehören die sogenannten „Erkältungskrankheiten", die verschiedenen Formen der Blutarmut mit Einschluß der allgemeinen Körperschwäche, die Skrofulose und die Lungenschwindsucht. Die zweite Gruppe umfaßt die vom Nervensystem ausgehenden Störungen: die Nervenschwäche, Lähmungen, allgemeine Abspannung, Erholungsbedürftigkeit u. s. w. Zum Teil beruhen diese Krankheitszustände auf einer ererbten Anlage. Äußerlich kennzeichnet sich diese Anlage an dem langaufgeschossenen, hageren Körper der betreffenden Personen mit kraftloser Haltung, mit langem, magerem Halse, schmaler Brust, abstehenden Schulterblättern und blasser, schlaffer Haut. Aber auch ohne ererbte Anlage können ähnliche Zustände durch ungünstige Lebensverhältnisse erworben werden. Der Aufenthalt in überfüllten, schlecht ventilierten Wohnungen, unvollkommene Atmung bei übermäßigem Stillsitzen, unzweckmäßiger Nahrung, niederdrückende Gemütseinflüsse — alle diese Momente könnten dazu beitragen, eine Schwächung der Körperkonstitution zu bewirken und damit den Boden für chronische Krankheiten vorzubereiten. — Das erste Erfordernis zur Tilgung der krankhaften Anlage ist selbstverständlich die Fernhaltung aller Schädlichkeiten in Luftgenuß, Nahrung, Wohnung. Wie aber, wenn, wie so häufig, diese Maßnahmen nicht ausreichen oder unter gewöhnlichen häuslichen Verhältnissen nicht durchzuführen sind? Glücklicherweise giebt es einen Heilfaktor, welcher geeignet ist, den morschen Körper zu kräftigen und ihn gegen krankmachende Einflüsse zu schützen. Dieser Heilfaktor ist die Seeluft, deren eigentümliche Beschaffenheit durch das Meer bedingt ist.

Auffällig ist zunächst das Verhalten der Temperatur der Seeluft, die im Gegensatz zu der Luft des Binnenlandes den Charakter sehr großer Beständigkeit zeigt. Die Temperaturunterschiede der Luft in den einzelnen Jahres- und Tageszeiten sind viel geringer als auf dem Festlande. Die Übergänge gehen sehr langsam und allmählich vor sich, so daß rasche, schroffe Temperaturwechsel fast gar nicht vorkommen. Es beruht diese Eigentümlichkeit der Seeluft auf der verlangsamten Erwärmung und Erkaltung der See, welche unter dem Einflusse der Sonnenwärme einen viel längeren Zeitraum nötig hat, um eine höhere Temperatur zu erreichen, als der Erdboden. Dazu kommt ein hoher Grad von Wasserdampf, der infolge beständiger Verdunstung in der unmittelbar über dem Meere befindlichen Luftschicht enthalten ist. Daß außerdem noch die an den Küsten häufigere Bewölkung des Himmels die Erwärmung am Tage und die Abkühlung in der Nacht herabsetzt, ist eine jedermann bekannte Thatsache.

Alle diese Umstände bedingen einen eigentümlichen Gang der Meerestemperatur. Während eines Tages wechselt die Wärme des Wassers nur in geringem Maße, Unterschiede von mehr als einem Grade sind selten, außer in der unmittelbaren Nähe des Strandes; meistens kommen nur Unterschiede von wenigen Zehntelgraden vor. Wie die Temperatur, so wird auch der Feuchtigkeitsgehalt der Seeluft vom Meere beeinflußt. Die beständige Verdunstung der ungeheuren Wassermenge führt der Luft eine große Menge Dampfes zu. Die Gleichmäßigkeit der Luftfeuchtigkeit ist sogar noch größer als die der Luftwärme. Auf diesen geringen Schwankungen in der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft am Meere beruht die allgemein bekannte und geschätzte Seltenheit von Erkältungen in der Seeluft. Die fortwährend diese Luft bewegenden Winde reinigen sie und geben ihr eine wohlthätige Frische. Noch eine andere eigentümliche Beimischung, den Salzgehalt, empfängt die Seeluft beständig von dem in Tropfen verstäubenden Meerwasser. Darum ist der Salzgehalt der Luft um so bedeutender, je stärker der Wind die Wogen peitscht, und darum nimmt der Salzgehalt der Luft mit der Entfernung vom Strande ab, denn ein Teil der feinen Tröpfchen fällt durch seine Schwere zu Boden, oder bleibt an begegnenden Gegenständen haften. Endlich hat die Seeluft im Vergleich zu anderen Klimaten noch den Vorzug, daß ihr Gehalt an Ozon größer ist, als auf dem Festlande. Überall da, wo große Mengen salzhaltigen Wassers verdunsten, findet sich die größte Menge Ozon. Von größter Wichtigkeit für die Seeluft ist das Verhalten des Ozons zu Fäulnisstoffen. Es ist durch zahlreiche Versuche erwiesen, daß dasselbe die in faulenden Flüssigkeiten befindlichen Schimmelpilze, Bakterien ꝛc. zerstört, daß in ozonhaltigem Wasser niedere Organismen sich nicht entwickeln, daß ozonhaltige Luft die Fäulnis tierischer Stoffe verhindert. Durch ihren Ozonreichtum ist die Seeluft, die so oft gerühmte, eine gesunde Luft.

Auf manche Krankheitszustände übt der Genuß der Seeluft allein, d. h. ohne gleichzeitigen Gebrauch der Seebäder, eine direkte Heilwirkung aus. Besonders bedeutungsvoll ist die Einwirkung der Seeluft auf das Nervensystem. Personen, die an eine sitzende Lebensweise gebunden sind, reizbar und schlaff gewordene Frauen und Mädchen, die an nervösem Kopfschmerz leiden, ferner von geistiger Arbeit abgespannte Gelehrte, deren Verdauung träge geworden ist — alle diese Personen können sich durch eine Seeluftkur auffallend rasch erholen und wieder genesen. Die schwachen Nerven werden in langsamer Steigerung wieder daran gewöhnt, stärkere Reize zu ertragen.

Durch die Kräftigung des Nervensystems wird eine bessere Ernährung des Körpers erzielt, indem der gesamte Stoffwechsel günstig beeinflußt wird. Dazu kommt noch eine mäßige und stetige Zunahme des Körpergewichts unter dem Einflusse der Seeluft, ohne daß jedoch letztere der Fettbildung förderlich wäre. Vielmehr kommt die Gewichtszunahme vorzugsweise den Muskeln und inneren Organen zu gute und erzielt dadurch eine wirkliche Kräftigung des Körpers.

Fassen wir alle diejenigen Krankheitszustände zusammen, bei denen eine Seeluftkur allein anwendbar ist, so sind es vorzugsweise Schwächezustände jeden Grades, welche durch fehlerhafte Ernährungsvorgänge im Körper hervorgerufen werden oder auf Störungen des Nervensystems beruhen. Bei der Anwendung der Seeluft soll der leitende Grundgedanke der sein, daß die Wärmeentziehung nur so lange dauere, als sich ein leichter Wiederersatz der Wärme zeigt. Das Gefühl behaglicher Wärme darf den Kranken beim Aufenthalt am Meeresstrande nie verlassen; Kälte der Haut, Schaudern und Frösteln sind untrügliche Zeichen, daß die Wärmeentziehung das zulässige Maß überschreitet. Durch Abkürzung des Aufenthalts am Strande und durch wärmere Bekleidung wird man das richtige Verhältnis zwischen Wärmeverlust und -Ersatz herstellen müssen.

Beschreibung des Kolorierten Stahlstich-Kinder-Modenbildes „Juni".

Fig. 1. Kleid für Mädchen von 11—13 Jahren. Dasselbe ist teils aus karrirtem Wollen-, teils aus Jerseystoff hergestellt und hat man letzteren für die ohne Futter zu arbeitende Taille verwendet; dieselbe ist in der Weise der Abbildung mit einem mit Shirting unterlegten Latzteil von Wollenstoff, welchem ein eckiger Teil von Jerseystoff aufliegt, ausgestattet und mit einem 2½ Cent. breiten Stehkragen verbunden. Ein 245 Cent. weiter, 50 Cent. hoher, mit Gaze als Futter versehener, am unteren Rande 3 Cent. breit umgelegter und in 10 Cent. breite Tollfalten geordneter Rockteil aus Wollenstoff wird dem unteren Rande der Taille gegengenäht. Den Ansatz desselben deckend, hat man vorn 18, hinten 13 Cent. hohe, abgeschrägte Schoßteile aus Jerseystoff angebracht, sowie, von diesen ausgehend, in Falten geordnete Spangen und mit einem Knoten zusammengefaßte, 30 Cent. lange, 46 Cent. breite Schärpenteile von gleichem Stoff befestigt. Schließlich verziert man das Kleid in der Weise der Abbildung mit Borte und versieht es hinten mit Knöpfen und Knopflöchern zum Schließen. (Siehe die Rückansicht Abb. 1.)

1.

Fig. 2. Kleid für Kinder von 2 bis 3 Jahren. Die Taille dieses aus rosa Zephyr hergestellten Kleides ist vorn und an den Rückenteilen mit einem Einsatz, sowie mit einem schmalen Stehkragen von weißem Piqué ausgestattet und vorn an der linken Seite mit Haken und Ösen zum Schließen versehen. Dem unteren Rand der Taille hat man einen 250 Cent. weiten, in 7½ Cent. breite einfache Tollfalten geordneten Volant, dessen Faltenlagen in der Weise der Abbildung mit 1 Cent breiter weißer Litze verziert sind, gegengenäht. Ein 4 Cent. breiter, an der Seite mit einer Rosette aus Schlingen von Litze verzierter Gürtel vervollständigt das Kleid; gleiche Rosetten sind auf den Schultern angebracht.

Fig. 3. Matrosenanzug für Knaben von 5—7 Jahren. Derselbe besteht aus Beinkleid, Leibchen und Bluse; ersteres von blauem Tuch ist mit einem 2 Cent breiten Bündchen versehen, welches mit einer Metallagraffe und mit Metallknöpfen geschlossen wird; gleiche Knöpfe und Knopflöcher hat man an dem Schlitz angebracht. Das Leibchen aus Kattun ist vorn mit einem Latz aus Tuch überdeckt, den eine mit weißer Seide ausgeführte Stickerei ziert. Aus crême-farbenem leichten Flanell ist die Bluse gefertigt, mit Shirting als Futter versehen und mit einem großen, am Außenrande mit Steppstichreihen verzierten Kragen ausgestattet; letzterem sind zwei je 48 Cent. lange Enden von 5 Cent. breitem Atlasband gegengenäht, welche vorn in eine Schleife geschlungen werden. Zum festeren Anschluß der Ärmel sind dieselben vom unteren Rande aus 11 Cent. hoch in Falten abgesteppt und mit zwei Metallknöpfen und Knopflöchern zum Schließen versehen. Durch den Saum am unteren Rande der Bluse ist ein 50 Cent. langes Gummiband geleitet und die Bluse zum Schließen mit verdeckt angebrachten Knöpfen und Knopflöchern ausgestattet. Eine kleine Tasche ist dem linken Vorderteil eingefügt.

Fig. 4. Kleid für Mädchen von 6—8 Jahren. Das teils aus glattem, teils aus gestreiftem Stoff hergestellte Kleid ist an den Rückenteilen gefaltet, vorn mit einem blusenartigen Teil ausgestattet und mit einem 3 Cent. breiten Stehkragen, sowie mit Ärmelrevers von Plüsch verbunden; der Blusenteil ist 4 Cent. breit für einen Saum umgelegt und gleich den Vorderteilen der Taille zum Schließen mit Knöpfen und Knopflöchern versehen. Den unteren Taillenrand begrenzt ein 205 Cent. weiter, 29 Cent. hoher Rockteil aus einfarbigem, sowie ein 246 Cent. weiter, gleich hoher Teil aus gestreiftem Stoff, welche je am oberen Rande in Falten gereiht sind. Den Ansatz dieser Faltenlagen deckt ein 2 Meter langes, 8 Cent. breites reps ottoman-Band; dasselbe ist gewunden angebracht und oberhalb der in der Weise der Abbildung gerafften Faltenlagen in eine Schleife gebunden. (Siehe die Rückansicht Abbildung 2.)

2.

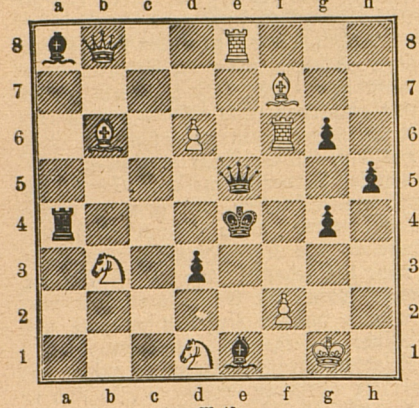
Fig. 5. Kleid für Mädchen von 5—7 Jahren. Dieses aus crêpe-Stoff hergestellte Kleidchen ist mit einer Untertaille von Shirting versehen und vorn und hinten passenartig in Plisséfalten gelegt, welche in der Weise der Abbildung mit einer Kreuznaht von weißer Seide befestigt werden. Den unteren Rand der Vorder- und Rückenteile aus Oberstoff, welche 18 Cent. länger als die Shirtingtaille hergerichtet sind, hat man in Falten gereiht und mit der Untertaille verbunden, zugleich einen 262 Cent. weiten, 27 Cent. hohen, in Falten geordneten Volant mitfassend; letzterer ist mit Gaze als Futter versehen und 3 Cent. breit für einen Saum umgelegt. Die am unteren Rande in Falten gereihten Ärmel sind mit Revers verbunden, welche man, sowie den 3 Cent. breiten Stehkragen mit einer Kreuznaht von weißer Seide verziert hat. Ein 215 Cent. langes, 15 Cent. breites bunt karriertes Schärpenband hat man unterhalb der überfallenden Bluse um die Taille geschlungen und an der Seite in eine Schleife gebunden. Zum Schließen ist vorn die Untertaille mit Knöpfen und Knopflöchern, die Passe mit Haken und Ösen versehen.

Bezugsquelle für die Modelle: Mode-Bazar Gerson u. Co., Fig. 2 und 5; A. Müller, Leipzigerstr. 92, Fig. 1, 3 und 4.

Buntes Allerlei.

Schach.

Aufgabe Nr. 199.
Von A. F. Mackenzie.
Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 197 Seite 180.

Weiß.
1. D c 5 — b 4.
Schwarz.
1. K e 5 — e 4 oder — f 6.
Weiß.
2. T f 3 — e 3 oder D c 5 — d 6 matt.

A.
Weiß.
1. . . . . .
Schwarz.
1. T d 3 zieht.
Weiß.
2. L b 6 n. d 4 matt.

B.
Weiß.
1. . . . . .
Schwarz.
1. L f 4 oder S g 8 zieht.
Weiß.
2. L b 6 — c 7 oder D b 4 — e 7 matt.

Schach- und Spielkorrespondenz.

Richtige Lösungen der Schachaufgaben erhalten von Frl. Georgine Weber, Auguste Düring, Anna Mayerhoff, Bertha Karo, Marie v. Rebaux, Luise Bergmann, Fr. Luise Gräfin Pongraz, Auguste Hofmann, Bertha Gerold (Nr. 189—194). — Herr W. Saling, Karl v. Wustrow, August Hansen, L. v. Dossow, St. Rokitanski, Carl Sukrow, Charles Desmarets, Stanislaus v. G., Daniel Bernstein, L. Wröthmann, Anton Burow (Nr. 190—195), M. Stechmesser (Nr. 189), R. B. in Ballenstedt (Nr. 190 und 191). — Frl. Martha Saintine, Dorothea Kelling, Marie Langmann. In Nr. 192 nach 1 D a 6 — b 6 † folgt nicht K d 4 — e 5, sondern K d 4 — c 3, worauf kein sofortiges Matt möglich ist. — Frl. Antonie Urbahn. In Nr. 193 führt nur der Zug 1 T a 8 — a 6 zum Ziel. Auf 1 D c 2 n c 6 folgt d 7 n c 6. — Frl. Karoline Sanders. In Nr. 197 wird 1 T f 3 — f 2 durch einen Zug des T d 3 widerlegt. Ein Patt tritt ein, wenn ein Spieler keinen Zug mehr machen kann, seinem Könige aber nicht Schach geboten ist. Die Regeln des Schachspiels giebt ausführlich das „Kleine Lehrbuch des Schachspiels" von Jean Dufresne an. Verlag von Ph. Reklam in Leipzig.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 75.

Eine Dame kaufte eine Anzahl Tücher. Für das erste bezahlte sie 2 Thaler, für das zweite 4 Thaler, für das dritte 6 Thaler und für jedes folgende stets zwei Thaler mehr, als das vorhergehende ihr gekostet hatte. Der Betrag, den sie für sämtliche Tücher bezahlen mußte, belief sich auf 156 Thaler.

Wie viel Tücher hatte sie gekauft?

Auflösung des Quadrat-Zahlenrätsels Seite 180.

i	f	f	l	a	n	d
f	i	d	e	l	i	o
f	o	n	t	a	n	e
l	o	r	b	e	e	r
a	l	f	i	e	r	i
n	i	e	m	a	n	n
d	o	e	r	i	n	g

Auflösung des Silbenrätsels Seite 180.

Totengräber.

Buchstabenversetzung.

A	A	A	B	D	G	G
E	E	E	E	E	E	E
G	H	H	I	I	L	L
L	L	M	N	N	O	O
O	O	O	P	R	R	R
R	R	S	S	S	T	T
T	T	T	U	U	U	U

Die Buchstaben der nebenstehenden Figur sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben und daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet. Die sieben wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen: 1. Einen Helden der Sage vom Gral. 2. Eine der Hauptrollen in Fidelio. 3. Eine Oper von Gluck. 4. Ein berühmtes schottisches Geschlecht. 5. Eine der Personen im Don Juan. 6. Einen Helden des Nibelungenliedes. 7. Einen Erzengel.

Bäder-Chronik.

Ostseebad Zoppot, durch seine romantische Lage, prachtvolle Umgebung und starken Wellenschlag ausgezeichnetes Bad, erfreut sich einer wachsenden Beliebtheit und Frequenz. Im letzten Jahre sind wieder 23 neue villenartige Häuser, zum Teil komfortable Pensionate enthaltend, erbaut, so daß jetzt für Fremde billige und gut ausgestattete Logis in reichlicher Auswahl vorhanden sind. Viel Aufmerksamkeit hat die Verwaltung der Herstellung guter Straßen und Promenaden in unmittelbarer Nähe der malerisch eingerahmten Meeresbucht zugewendet. Für das gesellschaftliche Leben wird durch Konzerte, Reunions, Sommer-Theater 2c., wie durch den Verkehr mit den großen Übungsgeschwadern, welche in jedem Sommer vor Zoppot ankern und manövrieren, bestens gesorgt.

Stahlbad „Victoria" (Hitzacker-Bahnhof, Prov. Hannover), ausgezeichnet durch den überaus hohen Eisengehalt, erzielte bei Blutarmut, Bleichsucht, Nervenleiden u. s. w. häufig überraschende Resultate. Das Wasser der Victoria-Quelle wurde auf der Hygiene-Ausstellung zu Lyon mit der goldenen Medaille und dem Ehrendiplom ausgezeichnet. Prospekte und jede nähere Auskunft durch die Bade-Direktion zu beziehen.

Nordseebäder auf Sylt. Zwölf neue Logierhäuser im geschmackvollen Villenstil und mit komfortabler Einrichtung sind an dem ewig rauschenden Meere erstanden. Das „Hotel Royal" nebst Strand-Etablissement, die „Erholung", wie die „Dünenhalle" (für weniger bemittelte Kreise) sind in neue Verwaltung übergegangen. — Für Kinder aus wohlhabenden Familien, die ohne Begleitung ihrer Angehörigen unsere Seebäder besuchen sollen, ist eine Kinderheilstätte, in welcher indes gleichzeitig nie mehr als 10 Kinder Aufnahme finden, unter Leitung von Diakonissinnen, vorgesehen. Außer dem evangelischen Gottesdienst, der sonntäglich in den drei Kirchen Sylts abgehalten wird, ist auch für Einführung eines regelmäßigen katholischen Gottesdienstes Bedacht genommen. Die Verbindung nach Sylt ist derart verbessert, daß Sylt von Hamburg in acht Stunden, von Berlin in dreizehn Stunden zu erreichen ist.

Bad Elgersburg (die bekannte Wasserheilanstalt) begeht demnächst das Fest ihres 50jährigen Bestehens! Aus unscheinbaren Verhältnissen heraus sich entwickelnd, überwand dieselbe durch die angestrengte Thätigkeit ihrer Gründer, der Herren Jacob Gräser und Dr. Herrmann Piutti, nicht nur alle Schwierigkeiten, sondern wußte auch das Interesse des damaligen Landesfürsten, des durchlauchtigsten Herzogs Ernst I. zu Sachsen-Coburg und Gotha, in hohem Grade zu erwecken, so daß durch diese hohe Fürsorge und durch zahlreiche glückliche Kurerfolge die Anstalt bald zu hoher Blüte und europäischem Rufe gelangte. Auf dieser Höhe hat die Heilanstalt sich bis zum heutigen Tage behauptet und wird, so hoffen wir, von dieser Höhe nicht herabsteigen, sondern herrlich weiter blühen und zu weiterer Vollkommenheit sich zu entwickeln suchen.

Die nächste Nummer (Nr. 23) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar" vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Ein Sommer-Abenteuer. In vier Bildern von Schlattmann.

1.

2.

3.

4.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.